

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, G. Dörner in Kaiserslautern, St. Kast in Ebernoden, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Samst., 3. Juli. Fest d. heil. Blutes.
Mont., 4. Ulrich, Bischof.
Dienst., 5. Cyrillus u. Methodius, Bisch.
Mittw., 6. Octave von Peter und Paul.
Donnerst., 7. Willibald, Bisch.
Freit., 8. Kilian, Bisch. u. M.
Samst., 9. Petrus Forer, Pst.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 3. Juli 1887.

Erstes Blatt im III. Quartal. — Auf den Pilger kann immer noch abonniert werden.

* Zum Gedächtnisse des Martyriums der Apostel fürsten Petrus und Paulus. *)

Wo in unsern Tagen der Trübsal die vaticanischen Gärten dem in seinem eigenen Hause wie gefangen gehaltenen hl. Vater die einzige Erholung in frischer Luft gestatten, da breiteten sich einst des Kaisers Nero kunstvoll angelegte Gärten aus. **) Hierher hat der Kaiser das Volk geladen, ein Fest will er dem Volke geben, wie es noch keines geschaut. Daß es den Kaiser als Kosselenter bewundern, über seinen Gesang entzückt sein soll, ist ihm nichts Neues; auch das hat es schon oft gesehen, daß Gladiatoren mit wilden Thieren kämpften, daß wehrlose Menschen den Bestien vorgeworfen wurden, und ein oft gesehenes Schauspiel war es, daß über den Schatten der herrlichen Bäume und das Dunkel der Nacht die glänzenden Lichter von tausenden von Kandelabern ausgegossen waren. Solches also durfte das Volk nicht erwarten, wenn sein Kaiser ihm ein neues Schauspiel bieten wollte.

So strömte denn das Volk in die Neronischen Gärten. Heute waren Menschen in Thierhäute genäht und auf sie wurden Bluthunde gehezt. Die Menschen waren Christen. Als die Schatten tiefer geworden waren, wurden die Kandelaber angezündet; aber was für Kandelaber? Christliche Männer und Frauen und Jungfrauen! Sie waren an Pfähle gebunden, mit pechgetränktem Papier, mit Wachseleinwand angethan, Reifig war an ihnen aufgeschichtet. Im Lichte brennender Menschen hat Rom seinen Kaiser noch niemals die Kasse leuten sehen.

Mit einem Abende durfte ein solches Fest nicht abschließen. Die Sommernacht des 27. Juli ging allzu rasch vorüber; aber es kamen der 28., 29. und 30. Juli, und jeden Tag und Abend ein Fest und Hundehetz bei Fackelschein. Nero wieherte in wilder Lust, Rom klatschte Beifall, die Kirche Gottes trauerte.

Auf diesen Rausch des Blutes folgte zwar bei Vielen ein schreckliches Erwachen. Trotzdem wurde noch weitem im Reiche eine ungeheure Menge Christen hingeschlachtet. Und all' dieses Wüthen mit dem kalten Eisen, das nicht mit einem Streiche das Leben zerstörte, sondern halbgeschlossene Wunden wieder aufriß und neues Blut vergoß,

und all' das Verzerren und Verrenken der Gliedmaßen, dieses schreckliche Zerfleischen mit Bleifugeln, dieses Wüthen der Bestien, des siedenden Deles, geschmolzenen Bleies, brodelnden Peches hat die Kirche Christi nicht ertödtet. Freudig gingen die Märtyrer in den Tod.

Diese Verfolgung fand statt im Jahre 64. Kurz vorher hatte ein entsetzlicher Brand die Stadt verheert. Manche beschuldigen Nero, daß er den Brand gestiftet, weil er sich eine neue schönere Hauptstadt wünschte. Wie dem auch sein mag, er schaute von den Höhen des Esquilin herab in das Flammenmeer, ihn entzückte es, wie die Feuerschlangen von Straße zu Straße züngelten, wie das Wehegeschrei der Verarmten, von brennenden Balken Zerquetschten, in den Flammen Sterbenden und dazwischen hinein die vergeblichen Rufe der Rettenden, das Schreul der Mordbrenner: „Laßt uns, wir haben Befehl!“ zu ihm hinaufbrauste. Als Comödiant stand er, die Leier im Arm, über der brennenden Weltstadt und beklammerte, von der Vorstellung beraubt, daß er nun Plak finde, sich einen neuen Palast zu bauen — immer und überall ein Schandbube. Rom schreit nach Rache gegen den Mordbrenner, Nero denuncirt ihm die Christen als die Verbrecher. So hatte er leichtes Spiel, die gräßliche Verfolgung in's Werk zu setzen.

Doch das Maß der Bosheit des Kaisers war noch nicht gefüllt. Zehn Jahre sind es, daß der Bube im Purpur der Weltbeherrscher ist. In Thränen essen die Provinzen ihr Brod, und werden arm, weil Nero ungeheuern Hunger nach ihrem Geld, unersättlichen Durst nach ihrem Schweize hat. Der Kaiser kleidet sich nie zweimal in dasselbe Gewand; wenn er isst, ist die Angelnurthe von Gold, die Schnur von Purpur; beim Spiel setzt er 400 Sesterzien auf einen Stein, die Masken seiner Schauspieler, die Scepter des Theaters sind mit Perlen bedeckt, die Sohlen seiner Stiefel parfümirt, die Maulthiere mit Gold beschlagen; wenn Poppäa, Nero's Gemahlin reist, folgt ihr eine Herde von Eselinnen, daß sie in deren Milch ihr Bad nehme; in zehn Jahren hat Nero fast 600 Millionen Mark an seine Sklaven und Freigelassenen weggeworfen.

Und willenlos ließ sich's die Welt gefallen. Von einer Reise durch Griechenland, wo der Kaiser Gastrollen in jeglichem Schauspiel gab, zog er im Triumph in Rom ein, von dem Rufe empfangen: „Nero, der neue Gott!“ Er

*) Nach Holzwarth's Weltgeschichte.

**) Nero regierte das römische Reich von 54 bis 68 n. Chr.

allein in allen Jahrhunderten hat in allen Spielen gesiegt!"

Um diese Zeit schrieb der Apostel Petrus in seinem zweiten Briefe, daß er die Gewißheit habe, es sei „eilig die Ablegung seines Gezeltes“ (seines Leibes), so wie es auch unser Herr Jesus Christus ihm kundgegeben habe.

Am 29. Juni 67 wurde Petrus an's Kreuz geschlagen, der hl. Paulus am selben Tage enthauptet, viele Gläubigen wurden mit ihnen gemartert.

Das Maß für Nero war voll, ein Jahr darauf war er nicht mehr. Wie vor dem Hauche eines Kindes die Seifenblase vergeht, so verging Nero.

Die Feinde Roms erhoben sich an den Grenzen des ungeheueren Reiches und die unterjochten Völker im Innern desselben. Lange spöttelte Nero darüber; als aber die Nachricht kam, daß ein anderer zum Kaiser ausgerufen werden sollte, da packte ihn die Angst. Doch bald schüttelt er sie wieder ab, er singt bei der Tafel Schelmenlieder, er geräth in Wuth, er ruft den Krieg aus, der Feigling. Doch nein, er wird nicht kämpfen; wenn die Heere einander gegenüber stehen, will er zwischen die Schlachtreihen treten, die Leier im Arm, weinend. Dann wird Alles sich umarmen.

Bald träumt Nero wieder schreckliche Träume; er sieht, wie Ameisen ihn verzehren, wie sein Lieblingspferd in einen Affen verwandelt wird, die Statuen der zwölf Nationen des Reiches heben sich von ihren Fußgestellen und schreiten auf ihn ein . . . Unterdessen ging der ganze Aufstand vorüber. Aber Nero wußte es nicht. Und das ist das Bedeutsame an seinem Sturze, daß er nicht von einer wirklichen Gefahr, sondern nur von einem Schreckbilde weggeweht wird wie eine Flaumfeder.

Bei der Tafel ergreift ihn der Schrecken; er springt auf, wirft den Tisch um und zerbricht zwei Krystallbecher, auf die er viel hielt. Die Sterndeuter haben ihm gesagt, daß im Orient ihm ein viel herrlicherer Thron erstehen werde, jüdische Schmeichelei hat ihn zum Messias gemacht, also auf nach dem Morgenlande. Nein, sagt er sich, gehe im Trauerkleide auf das Forum, rufe das Mitleid des Volkes an. Und er entwirft eine Anrede, die auch den Stein rühren muß. Alles will Nero thun, nur nicht sterben.

Aber wozu diese Aufregung? Rom ist ja ruhig und schläft, als für seinen Kaiser nirgends eine Gefahr drohte. Vor dem Gemache des Kaisers geht durch weiche Teppiche gedämpft, der eintönige Schritt der Schildwache auf und ab, in der Kaserne der Garde ist es zwar laut, aber so war es schon öfters. Endlich wirft sich Nero aufs Bett und schläft vor Ermattung ein. Um Mitternacht fährt er auf. Die Schildwache ist nicht mehr auf ihrem Posten, was soll das bedeuten? Nero schickt seinen Sklaven nach dem ersten Minister, der Sklave kann ihn nicht finden, der Kaiser geht selbst von Thür zu Thür, der Palast ist öde, ausgestorben; als er in sein Gemach zurückkehrt, ist auch dieses leer, das kaiserliche Bett sogar gestohlen. „So bin ich allein“, ruft Nero, „ich kann keinen Freund und keinen Feind finden.“ Von aller Welt ist er aufgegeben.

Was ist denn geschehen? In der Kaserne der Garde war ein Oberst, Namens Nymphidius, unter die Soldaten getreten und hatte gesagt, Nero sei fort und habe sich geflüchtet, er aber bringe von dem neuen Kaiser Galba das Versprechen, daß jeder Legionssoldat 5000, und jeder Gardist 30,000 Sesterzien bekommen solle. Es war Alles erlogen. Aber Nero war aufgegeben. Jetzt war seines Bleibens nicht mehr in Rom.

Nero steht am Tiber, er will sich hineinstürzen, aber er hat den Muth nicht. Phaon, einer seiner Freigelassenen, bietet ihm sein Landhaus an in der Nähe der Stadt. Nero nimmt an; er ist barfuß, mit einem zerrissenen Mantel bekleidet. Er steigt zu Pferde, vier Leute begleiten ihn. Um sich unkenntlich zu machen, bindet er sich ein Taschentuch vor.

Da erzittert die Erde, ein Blitz leuchtet auf, von der Kaserne der Garde herüber erschallt Geschrei, ein Fluch

für Nero, ein Vivat für Galba. Fort geht es im Galopp. Da scheut das Pferd, das Taschentuch fällt, ein Soldat erkennt den Kaiser und salutirt.

Die Villa Phaon's lag abseits der Straße; Nero und seine Begleiter lassen die Pferde in einem Gebüsch und schlagen einen Fußpfad ein; es geht über Schilf und Dornen; die Füße schmerzen und an manchen Stellen muß Nero seinen Mantel auf den Weg breiten, um nicht allzu schmerzlich aufzutreten mit den Sohlen, die einst parfümirt worden waren. Sie kamen hinter dem Landhause an, da ist eine Sandgrube; Phaon meint, hier solle sich der Kaiser verbergen, bis er heimlich und ungesehen ins Haus treten könne. Er wolle nicht lebendig begraben werden, sagt Nero, und bleibt auf dem Felde liegen, allein auf dem weiten Felde, unter dem nächtigen Himmel mit seinen Sternen. . . .

Nicht mehr leuchten die Christensackeln der Neronischen Gärten.

Nero hatte Durst; er schöpft sich eine Hand voll Wasser aus der Pfütze und spottet: „Das also ist der Nero'strank?“ Er zog die Dornen aus seinem Mantel, dann kroch er auf Händen und Füßen durch ein Loch unter der Mauer und fiel erschöpft in dem ersten besten Gemach auf ein schlechtes Bett. Nero hatte Hunger. Trotzdem verschmähte er das Schwarzbrot, das ihm geboten wurde.

Die bei ihm standen, redeten ihm zu, daß er schnell seinem Leben ein Ende machen solle. Endlich gab er nach. Er wollte, daß sein Leichnam ganz verbrannt würde, doch sollte man seines Hauptes schonen. Ein über das andere Mal seufzte er: „Welchen großen Künstler verliert die Welt!“

Da brachte ein Eilbote Depeschen an Phaon. Darin stand, daß der Senat Nero zum Feinde des Vaterlandes erklärt und zur Hinrichtung nach dem alten Gesetze verurtheilt habe. Wie diese vorgenommen werde, fragte Nero. Man sagte ihm, daß der also Verurtheilte entkleidet, mit seinem Haupte in eine Gabel gezwängt so lange mit Ruthen gepeitscht werde, bis er todt sei. Entsetzt griff Nero nach zwei Messern, die er bei sich hatte, prüfte ihre Schneide, dann verbarg er sie wieder und sagte: „Die Todesstunde ist noch nicht da.“ Man solle Klagelieder anstimmen und sich die Brust schlagen, forderte er; daß doch Einer durch sein Beispiel ihm den Muth zum Sterben gebe, flehte er. Dann tobte er gegen seine Feigheit. „Ich lebe zu meiner Schande“, rief er. „Schmachvoll, Nero, schmachvoll! Habe Muth! Erwache!“

Da schallte Pferdetritt durch die Nacht. Lebendig soll Nero eingefangen werden, lautete der Befehl, den die Reiter brachten. Nun schnitt er sich mit Hilfe eines andern den Hals durch. Seine Augen traten aus den Höhlen, die Umstehenden entsetzten sich.

Der Senat rief Galba als Kaiser aus, das Volk klatschte Beifall, warf die Statuen Nero's um und mordete die Helfershelfer seiner Grausamkeit.

So endete Nero; sein Name ist verabscheut in aller Munde. Von den Aposteln Petrus und Paulus aber singt die Kirche: „Du hast sie aufgestellt als Fürsten über die ganze Erde“, und sie selbst, die verfolgte Kirche, ist die Stadt auf dem Berge geworden, und es gilt von ihr, wie es im Liede heißt:

Ein Haus voll Glorie schauet
Weit über alle Land,
Aus ew'gem Stein erbauet
Von Gottes Meisterhand.

— — — — —
Wohl tobet um die Mauern
Der Sturm in wilder Wuth,
Das Haus wird's überbauern,
Auf festem Grund es ruht.

Italien und der Papst.

Die Aussöhnung Italiens mit dem Papst steht noch in weitem Felde, wenn die Aeußerungen des päpstlichen Nuntius M^r.g. Ruffo Scilla richtig sind, wie kaum zu zweifeln ist. Wie aus Paris berichtet wird, hat dieser hohe Prälat sich dahin geäußert, daß die bei der letzten Allocution gesprochenen Worte des Papstes nur den Zweck hatten, zu zeigen, daß der Papst der Freund Italiens sei, daß er aber weit entfernt sei, den jetzigen Stand der Dinge anzuerkennen und auf seine weltliche Souveränität zu verzichten, die allein die Unabhängigkeit und Freiheit des Papstthums sichern könne.

„Bei meinem letzten Besuche“ — so betonte Ruffo Scilla — „sagte mir der Papst: Ich sage Ihnen und Sie können es wiederholen, damit die ganze Welt es weiß, daß der hl. Vater niemals auf Rom verzichten wird: Wir werden es so lange reklamiren, bis man es uns zurückgeben wird.“

„Hiernach“, fuhr Ruffo Scilla fort, „sind alle Gerüchte, der Papst begnüge sich mit Abtretung der leonischen Stadt oder eines bis zum Meere reichenden Gebietsstreifens, leere Erfindungen. Rom muß dem Papste wieder gegeben werden, diese Nothwendigkeit wird über alle Hindernisse triumphiren, die sich vorläufig entgegenstellen.“

Die kirchliche Stilkunst und ihre Pflege im St. Nikolaus-Waisenhaus in Landstuhl.

Die Leser des „Pilger“ wissen wohl alle, viele aus unmittelbarer Erfahrung, zu schätzen, wie wohlthätig das Waisenhaus Landstuhl für Erziehung armer verwahrloster Waisenkinder wirkt. Weniger bekannt und gewürdigt scheint jedoch das Verdienst zu sein, das sich diese Diöcesan-Anstalt durch liebevolle hingebende Pflege eines andern sehr verwahrlosten und entarteten Waisenkundes erworben hat, nämlich durch die kunstsinntige Pflege der kirchlichen Stilkunst und überhaupt der Anfertigung liturgischer Gewänder, die gerade durch die Genossenschaft vom armen Kinde Jesu, von der Landstuhl eine Filiale bildet, aus ihrem tiefsten Verfall zur heutigen Blüthe erhoben wurde.

Im glaubensinnigen Mittelalter war Jahrhunderte lang in der beschaulichen Zurückgezogenheit der Klöster oder von frommen Töchtern der Patrizier, selbst von Gräfinnen und Fürstinnen, die Stiderei von Ornatn zur Verherrlichung des Gottesdienstes mit hingebendster Sorgfalt und Ausdauer gepflegt und zur höchsten Blüthe entfaltet worden. Ein uns naheliegendes Zeugniß dieser Blüthe bietet ein aus dem Mittelalter (Ende des XV. Jahrhunderts) noch erhaltener rother Ornat im Domschatze zu Speyer, bestehend aus Mesgewand, Levitengewändern und Vespermantel, dessen Bildstidereien im feinsten Plattstich in Haarseide ausgeführt, unstreitig zu dem Werthvollsten und Vollendetsten gehören, was auf dem Gebiete der Nadelmalerei fast einzig noch am Oberrhein sich erhalten hat.

Es würde zu weit führen, hier ausführlich zu schildern, wie im 16. Jahrhundert, im Zusammenhange mit der kirchlichen und socialen Revolution und mit dem Buhlen mit heidnischen Kunstformen zc., wie auf allen Gebieten der kirchlichen Kunst, so auch auf dem der Paramentik eine Entartung eintrat, deren traurige Folgen auch heute noch nicht ganz überwunden sind. Nachdem die gewinnlüchtige Industrie das Monopol an sich gerissen hatte, die Kirchen mit ihren nur auf äußeren bestechenden Glitter berechneten Fabrikwaaren zu übersfluthen, traten an Stelle der früheren soliden, würdevollen, malerisch faltenreichen priesterlichen Gewandung Paramente, die in Stoff, Form, Farbe und Verzierungen ein wahrer Hohn waren auf die Forderungen der kirchlichen Vorschriften und des kirchlichen Geschmacks. Die meisten Leser kennen wohl selbst noch aus eigener Anschauung jene steifen ver-

schneidenden Mesgewänder mit den tellergroßen schreienden Blumensträußen und nichtsagenden bunten Schnörkeln und falschen breiten Goldborten, die wie zwei steife Bretter in Form einer Bagge zugestekt, nur nothdürftig den Oberkörper des Priesters bedecken. Nimmt man dazu noch die wurfschaufelartig ausgebreitete Stola und eine jener Alben, die oft vom Lendengürtel an nur aus jenem federleichten fliegengarnähnlichen Füllstoff bestehen, der sonst nur zu Ballkleidern und Fenstergardinen benützt wird, und den unteren Körper nur mit einem durchsichtigen Schleier bedecken — besonders erbaulich, wenn noch der Talar fehlt — so hat man ungefähr ein Bild von dem, was ein gebuldiger Mensch ertragen kann. Mit Recht sagt der Jesuit Martin von solcher Kleidung: „Nur einige farbige, flatternde Bänder fehlen noch, um aus einem solchen Anzug sofort ein Ballkleid der Frau v. Pompadour zu machen.“

Wie der genannte kunstverständige Jesuitenpater in Frankreich und der geniale Künstler Pugin in England, so hat nun für Deutschland der als Kunstschriftsteller bekannte Canonikus Dr. Voß das Verdienst, während des tiefsten Verfalles der kirchlichen Paramentik wieder bessere Zeiten angebahnt zu haben. Unterstützt vom Kronprinzen von Preußen (bekanntlich ein großer Kunstfreund) suchte er auf Reisen in ganz Europa, oft in den Trödlerbuden der Ghettos (Judenviertel), mittelalterliche Stoffreste und Stidereien zusammen, und unter seiner Leitung haben zuerst Casaretto in Grefeld und nach ihm viele Andere nach Mustern seiner Sammlung wieder Paramentenstoffe hergestellt, die an Dauerhaftigkeit und würdigeren Musterung den mittelalterlichen wieder nahe kommen. Ebenso hat aber auch unter dem unermüdblichen Einfluß dieses Mannes, unterstützt von Dr. Reichensperger u. a. das Mutterhaus der Schwestern vom armen Kinde Jesu in Aachen (im Culturfampfe nach Simpfeld verschlagen) wieder sich mit vieler Mühe in die verschiedenen Techniken der mittelalterlichen Kunststidereien hineingearbeitet und sie so allmählich aus ihrem tiefen Verfall erhoben. Dem bahnbrechenden Wirken dieses Ordens ist es zu verdanken, daß in neuerer Zeit besonders die segensreich wirkenden Paramentenvereine, ja selbst die Paramentenfabriken veranlaßt wurden, in bessere Bahnen einzulenten.

Wir Pfälzer dürfen uns glücklich schätzen, im Waisenhaus Landstuhl eine Filialanstalt dieses Ordens zu besitzen, die jedem, der guten Willens ist, es ermöglicht, seine Sakristei mit würdigen Paramenten, von den einfachsten bis zu den reichsten, auszustatten. Schreiber dieses hatte jahrelang Gelegenheit, die Leistungen der Schwestern und deren stetige Verbollkommnung aus der Nähe zu beobachten, und hat auch sonst mit besonderer Vorliebe auf diesem Gebiete sich allenthalben vergleichend umgesehen, und kann auf Grund dessen getrost behaupten: Was die Landstuhler Schwestern in feineren Bildstidereien — Alles nach Entwürfen stilkundiger Meister wie Prof. Klein, Steinle u. s. w. — für die Dome von Straßburg, Speyer, Worms zc. sowie für zahllose andere Kirchen, selbst in Paris und England — leider meist auswärtige — bis jetzt geliefert haben, kann kühn mit den besten Leistungen aus der Blüthezeit der mittelalterlichen Stilkunst sich messen.

Man würde jedoch irren, wenn man daraus schließen wollte, daß im Waisenhaus bloß Paramente mit den kostbarsten Stidereien, die für arme Kirchen meist unerschwinglich sind, angefertigt würden. Im Gegentheil ist der Orden bestrebt, auch den ärmsten Kirchen mit möglichst bescheidenen Mitteln zu würdigen, wenn auch einfachen Ausstattungen zu verhelfen, und es ist ein völlig grundloses Vorurtheil, als ob man von ausländischen Paramentenfabriken billiger bedient würde. Schreiber dieses hat seit Jahren die Arbeiten und Preise des Ordens mit den Arbeiten und Preisverzeichnissen einer Menge ausländischer Handlungen verglichen und stets gefunden, daß dieselbe Arbeit aus denselben Stoffen hergestellt nirgends

billiger, meistens aber nicht so billig geliefert wird. Es wäre dies leicht ziffermäßig nachzuweisen, doch — *exempla odiosa!* —

Wer freilich die solidesten Stoffe und Stickerien, die oft die unermüdlige Arbeit von mehreren Monaten erfordern, um denselben Preis verlangt, um den flitterhafte Dugendwaare und handwerksmäßige Oelbilder, die in 2 Tagen fertig sind, angepriesen werden, der stellt unmögliche Forderungen.

„Es unterliegt keinem Zweifel, sagt Dr. Boß (die kirchl. Stickerkunst ehemals und heute), daß jene einfacheren und reicheren Ornate, welche mit größter Hingebung und Sorgfalt von den Schwestern vom armen Kinde Jesu angefertigt werden, unbestreitbar den Vorzug vor jenen flitterhaften Gewändern verdienen, die in vielen Fällen sogar von der Spekulation nichtchristlicher Handelsleute in Umlauf gebracht werden. Diese letztgenannten lassen schon nach kurzem Gebrauche von wenigen Jahren sofort erkennen, daß die billig scheinenden Preise, die für solche meistens unwürdige Paramente ausgelegt werden, doch zu hoch gegriffen sind und daß im Hinblick auf die geringe Dauerhaftigkeit solcher Ornate der billige Kauf in der Regel der theuere Kauf genannt werden muß.“

Wer die durchschnittliche Armuth unsrer pfälzischen Kirchen kennt und weiß, wie viel saurer Schweiß und Entbehrung an jedem Pfennige hängt, den unser Volk so freudig zur Zierde des Gottesdienstes opfert, der muß auch dringend wünschen, daß diese Opfer gut verwendet und nicht für Fabrikwaare ausgegeben werden, die oft um die Hälfte zu theuer bezahlt ist. Tausende wandern alljährlich für oft unsolide Stoffe und unkirchliche Arbeit in die Hände ausländischer Paramentenreisenden, die doch selbstverständlich für ihre Reisen auch bezahlt sein wollen, während klösterliche Institute wie das Waisenhaus Landstuhl keine Reisenden und Reklamen zu bezahlen haben, dafür aber gewissenhaft genug sind, nur solide Stoffe zu verwenden, und grundsätzlich nur ihre Baarauslagen und einen bescheidenen Tagelohn für die Stickerinnen in Anrechnung bringen und außerdem den Arbeitsverdienst zu dem edlen Zweck der Aufnahme armer Waisenkinder verwenden.

Zweck dieser Zeilen ist deshalb, dem kunst sinnigen Wirken der bescheidenen Schwestern auch in der Pfalz mehr jene Beachtung zuzuwenden, welche dasselbe im Auslande mit Recht schon längst gefunden hat. Möge man darum nicht bloß dann sich ans Waisenhaus erinnern, wenn man Waisenkinder gut unterbringen will, sondern auch, wenn man seine Kirche würdig und gebiegen ausstatten will. Man fördert dadurch — wie ich aus vollster Ueberzeugung verbürgen kann — nicht bloß das Gedeihen dieser wohlthätigen Diöcesananstalt, sondern auch das Interesse der eigenen Kirche und die würdevolle Feier des Gottesdienstes.

* Das 50jährige Regierungsjubiläum der Königin von England

ist am 21. Juni und die nachfolgenden Tage in England glänzend begangen worden. Auch wir Katholiken haben Grund dem Feste der protestantischen Herrscherin unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Königin Viktoria von England hat sich ihr Leben lang als eine Herrscherin von wahrer, echter Duldsamkeit erwiesen, die dem herrlich aufblühenden Katholicismus Englands nicht nur keine Steine in den Weg legte, sondern solche gerne aus dem Wege räumte, wo ihr das möglich war. Der Katholicismus hat während ihrer Regierung das ganze England und Schottland durchsäuert, er hat im religiösen Leben des Landes die Gährung hervorgerufen, welche den Glauben mehr und mehr vom Unglauben scheidet und Englands Volk vor die Wahl stellt, entweder zur einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche zurückzukehren, oder sich dem Unglauben, dem Materialismus, in die Arme zu werfen. Die englische protestantische Staatskirche kracht in allen Fugen, und

daß der Katholicismus diesen Einfluß entfalten konnte, ist zum großen Theil der Toleranz der Königin Viktoria zu danken. Ganz besonders dankbar sind wir deutschen Katholiken der englischen Herrscherin, daß sie unsern vom Culturkampf aus der lieben Heimath vertriebenen Welt- und Ordenspriestern ein Asyl bot und es verhinderte, daß ihnen irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Mit Dankbarkeit gedenken Deutschlands Katholiken dafür der Königin Viktoria und manches Gebet für ihr Wohl wird am 21. zu Gott von deutscher katholischer Lippe emporgestiegen sein.

Eine sehr schmerzliche Wunde eitert augenblicklich stärker als seit Jahrzehnten am englischen Staatskörper: Irland, das katholische Martyrland, auf das die augenblicklich herrschende verbissene protestantisch-conservative Partei den Fuß schwerer Bedrückung setzt. Das neue Zwangsgesetz ist ein Frevel, welcher zum Himmel schreit, er wird sich rächen. Besonders traurig ist es aber, daß diese Rastthat der „Conservativen“ mit dem Jubiläum Ihrer Majestät zusammenfällt. Schwer liegt Englands Hand auf dem gemarterten Irland, aber das katholische Volk Irlands und das mit diesem sympathisirende katholische Volk des Erdkreises möge nicht vergessen, daß auch im Schmerze die Loyalität hochzuhalten ist. Gewiß hätte die Königin das Gesetz nicht gefordert, wenn sie darüber zu bestimmen gehabt hätte.

Für die englischen Katholiken hat die Jubiläumssfeier noch die besondere Bedeutung, daß sie die Aussicht eröffnet, England werde demnächst sich beim Vatikan durch einen Gesandten vertreten lassen. Der hl. Vater hat den neuen Münchener Nuntius, Msgr. Scilla, als außerordentlichen Gesandten zur Feier nach London geschickt, und weite Kreise sind der Meinung, daß dieser Prälat zugleich die Aufgabe habe, mit dem Cabinet und Ihrer Majestät über eine englische Gesandtschaft beim hl. Stuhle zu verhandeln. Ob das conservative Cabinet sich schon jetzt dazu verstehen wird, ist bei dessen religiöser Engherzigkeit unseres Erachtens zweifelhaft, aber daß die Errichtung einer diplomatischen Vertretung Englands beim Oberhaupte der katholischen Kirche nur eine Frage der Zeit ist, unterliegt für Niemand einem Zweifel. Die besondere Freundlichkeit der Beziehungen zwischen Papst Leo XIII. und Königin Viktoria, den beiden Jubilarsouveränen des Jahres 1887, ist auf jeden Fall eine erfreuliche Thatsache.

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** Wie der „Osservatore Romano“ mittheilt, hat der hl. Vater durch eine besondere Gesandtschaft der Königin Viktoria seine Glückwünsche zum 50. Gedächtnistage ihrer Thronbesteigung überbringen lassen. Abgesandter war Msgr. Ruffo Scilla, Titular-Erzbischof von Petra. Derselbe hatte während seines Aufenthaltes in England beim Herzog von Norfolk zu Norfolk House Quartier genommen. — Die Zahl der für das Papst-Jubiläum bestimmten Geschenke ist in England bereits derartig angewachsen, daß der Wunsch geäußert wurde, England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas möchten ihr ferneren Gaben als Peterspfennig dem hl. Vater darbringen. Trotzdem ein großer Raum zur Ausstellung ausersehen wurde, mangelt es dennoch an Platz, die Geschenke unterzubringen. Deutschland nimmt 40 Quadratmeter allein für die Bücher in Anspruch, die als Jubiläumsgabe überreicht werden sollen. Auch die von England in Aussicht genommene Büchersammlung hat der hl. Vater angenommen.

* **München.** Fast auf den Tag genau ein Jahr nach der Entmündigung König Ludwig II. — dieselbe datirt vom 10. Juni des vorigen Jahres, am 13. endete der König in den Fluthen des Starnbergersees — ist die einst vielgefeierte Braut des unglücklichen Königs, die Prinzessin Sophie, Herzogin von Alençon,

für geisteskrank erklärt und nach Graz in die Heilanstalt eines Nerven- und Irrenarztes überführt worden. Prinzessin Sophie ist die Tochter des Herzogs Maximilian, eine Schwester der Kaiserin von Oesterreich und des Herzogs Dr. Karl Theodor und die Gemahlin des französischen (orleanistichen) Herzogs von Alençon.

* In **Stuttgart** starb am 15. Mai der als Herausgeber der deutschen Klassiker und als Schriftsteller weitbekannte Dr. Wilh. Vollmar im 60. Lebensjahre. Trotz seiner früheren politischen Irrthümer war er doch niemals ein Gegner seiner Kirche bezw. der Religion. Seit Anfang der 70er Jahre aber schloß er sich aus voller Ueberzeugung an die katholische Kirche an. Täglich besuchte er früh die heilige Messe, alle acht Tage empfing er die hl. Communion, ja es war ihm seit Jahren Bedürfnis, das priesterliche Breviergebet freiwillig zu verrichten, und gar oft hat er, der große Gelehrte, in der Marienkirche dem Priester bei der hl. Messe als Ministrant gedient; gewiß ein seltenes Beispiel eines Gelehrten.

* **Breslau.** Die Ernennung des bisherigen Bischofs von Fulda zum Fürstbischof von Breslau darf nunmehr als sicher betrachtet werden. Der hl. Vater hat diese Ernennung vollzogen, wie es ausdrücklich heißt, unter Zustimmung deutscher Bischöfe. Bischof Dr. Kopp, der sich durch seinen Eifer und Opfermuth bald die Anhänglichkeit des ganzen Fuldaer Clerus erworben hat, wird nur dem Befehle des hl. Vaters folgend seine bisherigen Diöcesanen verlassen, um die Leitung der umfangreichsten, preussischen und österreichischen Gebiet in sich schließenden Breslauer Diöcese zu übernehmen. Der neue Oberhirte darf auf den freundlichsten Empfang rechnen, denn die Breslauer Diöcese weiß, daß einer ihrer tüchtigsten Oberhirten, der unvergessliche Diepenbrock, ihr ebenfalls aus der Ferne gesendet wurde, und der schlesische Clerus hat der Entscheidung, womit der Fuldaer Oberhirte bei der diesjährigen Kirchennovelle die Rechte der Kirche vertrat, die vollste Anerkennung zu Theil werden lassen. Ein Bischof, „der von staatlichen Behörden nichts erwartet, aber auch nichts fürchtet“, der keine Beförderung wünscht, sondern nur dem Befehle des Papstes Folge leistet, wird als Nachfolger des hochseligen Fürstbischofs Robert mit Freuden begrüßt werden.

* Die „Germania“ entwirft von dem Lebensgange des zukünftigen Fürstbischofs von Breslau, des Hochw. Herrn Dr. Kopp eine längere Schilderung, der wir folgende Einzelheiten entnehmen: „Der designirte Fürstbischof ist ein Mann aus dem Volke. Er ist geboren als der Sohn armer, aber braver Eltern — sein Vater war Weber — am 24. Juli 1837 zu Duderstadt auf dem hannover'schen Eichsfelde. In der katholischen Bürgerschule seiner Vaterstadt war er ein Muster für alle seine Mitschüler. Daher veranlaßte der Herr Commissarius Dr. Seiders, daß der talentvolle Knabe dem Duderstadter Brogymnasium zugeführt werde. Dasselbst studirte er von 1849 bis 1852 mit Auszeichnung und dann bis 1856 am Gymnasium Josephinum in Hildesheim mit gleichem Erfolge. Darauf stand er zwei Jahre lang im hannover'schen Staatsdienste als Telegraphist, ein wackerer Beamter, beliebt und hochgeschätzt. Im Herbst 1858 hatte er alle Bedenken über sein Lebensziel in sich niedergekämpft. Er studirte nunmehr von 1858 bis 1861 an der bischöflichen theologisch-philosophischen Lehranstalt zu Hildesheim, von Lehrern und Mitschülern ob seines Talentes und Fleißes, seiner sittlichen und religiösen Haltung geschätzt. Im Jahre 1861 wurde Georg Kopp in das Hildesheimer Priesterseminar aufgenommen, am 28. August 1862 empfing er die hl. Priesterweihe. Von jetzt ab wirkte er drei Jahre lang zuerst als Schulvikar am Waisenhanse zu Hennekebrod, dann als Kaplan zu Detsfurt. Im Jahre 1865 wurde er unter dem hochseligen Bischof Eduard Jakob unter Verleihung eines Lektorats am Dome als Hilfsarbeiter am bischöflichen Generalvikariat in Hildesheim herangezogen. Im Jahre 1871 wurde er von Sr. Heiligkeit

Pius IX. zum Notarius apostolicus ernannt. Als nach dem Tode Eduard Jakob's der bisherige Generalvikar der Diöcese den bischöflichen Stuhl von Hildesheim bestiegen hatte, ernannte er bald darauf, im Februar 1872, den Assessor Kopp, der eine Reihe von Jahren unter seinen Augen gearbeitet, und dessen Heranziehung nach Hildesheim er früher veranlaßt hatte, zum Generalvikar und Domkapitular. Am 2. November 1881 wurde der Generalvikar durch päpstliches Breve zum Bischof von Fulda ernannt, seine Ernennung wurde zugleich mit der des Bischofs von Trier im Consistorium vom 18. Novbr. 1881 publicirt; er wurde am 27. December jenes Jahres von seinem frühern Oberhirten unter Assistenz der Bischöfe von Würzburg und Trier feierlich consecrirt und inthronisirt. Die hervorragende kirchenpolitische Thätigkeit des designirten Fürstbischofs in den letzten Jahren ist in Aller Erinnerung.

* **Breuzen.** Gegen den protestantischen Pastor Thümmel aus Remscheid und den Buchdruckereibesitzer Wiemann aus Barmen, welcher erstere seinerzeit wegen Schmähung der katholischen Kirche zu einer Gefängnisstrafe verurtheilt, dann aber ohne sein Zuthun begnadigt wurde, ist aus einer darauf hin verfaßten Broschüre „Rheinische Richter und römische Priester“ wegen Beleidigung des verurtheilenden Gerichtshofes und des Staatsanwalts, sowie wegen abermaliger grober Beschimpfung der katholischen Kirche Anklage erhoben worden. Der Gerichtshof erkannte jetzt gegen den Pastor auf neun Monate, gegen den Drucker auf zwei Monate Gefängnis. Vielleicht vertreibt das dem lutherischen Hezypastor die Lust am Schmähn!

* **Ungarn.** Unter Führung des Abtes und Pfarrers Johann Spieß, des Cantors Barga und einiger Capläne machten sich am 18. Juni Nachmittags etwa 300 Personen Männer, Weiber und Kinder, zumeist den niederen Ständen angehörig, zur Wallfahrt von Paks nach Kalocsa auf, um das Fest der heiligen Julianne mit zu begehen. Der lange Zug bewegte sich unter Borantritt der Geistlichkeit im Ornat, mit wehenden Kirchenfahnen und unter Absingung der üblichen Choräle zur sogenannten Bischofsfähre und bestieg daselbst die große Ueberfuhrplatte, um über die Donau zu fahren. Der Strom ist an dieser Stelle bedeutend breit. Zu den Wallfahrern gesellten sich noch zahlreiche Marktfahrer aus Dorogh, so daß die Platte aufs äußerste belastet war. Die Fährleute stießen trotz der augenscheinlichen Ueberfüllung und trotz des herrschenden Sturmwindes vom Ufer ab. Kaum war die Platte einige Klafter vom Ufer entfernt, so fing sie an zu sinken und die Insassen stürzten ins Wasser. 209 Menschen fanden den Tod in den Wellen, 122 wurden gerettet. Die Fährleute und der Pfarrer bekundeten eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit. Sie trachteten, die fieberhaft erregten Wallfahrer zu beschwichtigen. Zu spät! Die Barke sank und begrub die frommen Kirchengänger. Der Pfarrer warf seine Pluviale ab, riß sich das Chorhemd vom Leibe, entledigte sich rasch seiner Oberkleider, spendete mit erhobenem Kreuze den Sinkenden den Segen und sprach die Absolution. Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Dann erst stürzte sich der hochwürdige Herr kopfüber ins Wasser und rettete sich schwimmend an's Ufer. Der heldenmüthige Priester dachte aber nicht nur an sein Entkommen. Während des Schwimmens erblickte er ein mit den Wellen ringendes Kind. Er faßte es in seinen starken Arm und rettete dem armen Wurm das Leben.

* **Paris.** Für die Opfer des jüngsten Theaterbrandes gingen 800,000 Francs ein. Eine colossale Summe. Mit Recht schreibt aber die „Voss. Ztg.“ zu dieser Art übersprudelnden Wohlthätigkeit u. A. Folgendes: „Die Großmuth der gedankenlose Menge gegenüber den Opfern eines Theaterbrandes wirkt ganz direkt empörend, wenn man sie mit deren Gleichgültigkeit gegen die Opfer der Arbeit vergleicht. Die Leute, die in's Theater gehen, gehören in der Regel nicht zu den ärmsten und

nothleidendsten Schichten der Bevölkerung; auch sind sie nicht gezwungen, diese Stätten des Vergnügens aufzusuchen, sondern sie thun es, weil es ihnen Freude macht. Der Bergmann aber, der in den Kohlschacht hinabfährt, thut dies nicht zu seinem Vergnügen, sondern weil er muß, wenn er nicht Hungers sterben soll; der Theaterbesucher nützt höchstens dem Theaterdirektor, den er bereichert, und dem Theaterpersonal, dem er Brod geben hilft; der Bergmann, der Schiffer, der Fischer nutzen dem Lande, das sie bereichern, der Gesellschaft, in welcher sie unerläßliche Einrichtungen versehen, der Weltindustrie, die sie nähren und in Thätigkeit erhalten. Und doch ruft ein an sich ja gewiß tief beklagenswerthes, aber schließlich von jedem Einzelnen nicht allzuschwer zu vermeidendes Unglück, das Theaterbesucher betrifft, einen wahren Ausbruch von Mitleid und Freigebigkeit hervor, während die Unglücksfälle, die in gewissen Berufen ein geradezu unvermeidliches Verhängniß bilden, welchem die Arbeiter sich aussetzen müssen, sie mögen wollen oder nicht, die Menge kalt lassen oder nur eine ganz flau Bewegung der Theilnahme anregen.

* **Palästina.** Aus dem Karmelitenkloster am Berge Karmel schreibt P. Simon Stock dem „Kathol. Volksfreund“: „Die Gesichte der gottseligen Anna Katharina Emmerich haben kürzlich zur Entdeckung eines wunderbar lieblichen und heiligen Ortes geführt, des Geburtsortes der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, der Königin des Himmels und der Erde. Dieses ausersüßte Plätzchen der Erde ist noch so lieblich und einsam, wie es von der seligen Emmerich beschrieben ist, und liegt nicht weit von Nazareth am Abhange einer Höhe zwischen dem Thale bei Nazareth und dem Thale Zabulon, nicht fern vom Wege, der von Nazareth nach Sephoris führt. Das untrügliche Erkennungszeichen ist die „Schlucht“, welche nach Emmerich „vom Geburtshause Mariä gegen Nazareth führt.“ Es sind jetzt an der heiligen Stelle 2 Gärten, deren einen die ehrwürdigen PP. Franciscaner wohl durch besondere Fügung Gottes von einem Türken zum Geschenk bekommen haben, während der andere, welcher besser gepflegt wird und wie ein Paradies-Garten voll von Orangen und Citronen das Auge entzückt, noch im Besitze eines reichen Türken sich befindet, der fern davon zu Beyruth in Syrien wohnt. Außer dem Oberen des deutschen Krankenhauses zu Nazareth (ein Bayer), dem deutschen Krankenbruder und einem deutschen Arbeiter kennt noch Niemand die Heiligkeit des Ortes. Die ehrwürdigen PP. Franciscaner hatten vielmehr ihren Antheil dem deutschen Krankenhause zum Ankaufe angeboten, dessen Gründer damals gleichfalls ohne Ahnung einem, wie er meinte, besser und näher Nazareth gelegenen Plage den Vorzug gab. Ja, das Karmelitenkloster selbst hatte dort ganz in der Nähe einen Garten geschenkt bekommen, welchen vor circa 16 Jahren der Vicar P. Hyacinth an die Ordensschwwestern von Nazareth verkaufte. Ist es nicht, als wollte diese Gegend den Christen sich aufdrängen, während es sonst so schwer hält, für viel Geld und Bäckschick (Trinkgeld) ein Stückchen Land zu bekommen? Den ersten Anspruch auf diesen heiligen Ort aber haben wir Karmeliten, denn dort wohnten nach A. Emmerich „Einsiedler vom Karmelhaus“ (es sind dort viele Grotten und Höhlen, gerade wie auf dem Karmel, und gewahrten alljährlich vom 7. auf den 9. September, dem Feste Mariä Geburt, eine wunderbare Fröhlichkeit in der Natur jener Gegend, wo das Haus des heiligen Joachim und der heiligen Anna gestanden. Jetzt noch heißt diese unbeschreiblich liebliche und zugleich überaus fruchtbare stille Einsamkeit Karmel-Sachem (zu deutsch: Karmel-Rücken oder Karmel-Hügel).

Vielleicht wäre es möglich, diesen schönen und so heiligen Ort wieder in eine Stätte des Gebetes umzuwandeln, wenn eine religiöse Genossenschaft diesen Platz wieder erwerben würde. Möchte doch dieser Wunsch bald in Erfüllung gehen, und möchte an jenem heiligen Orte, wo die seligste Jungfrau Maria das Licht der irdischen Welt er-

blickte, ihr zu Ehren wieder der herrliche Gesang des „Salve Regina“ feierlich ertönen! Dies wünscht von ganzem Herzen P. Simon Stock, Karmeliten-Ordenspriester auf dem Berge Karmel.

* **New York.** Der hl. Vater hat an Fräulein Caldwell eine goldene Medaille und ein eigenhändiges Dankschreiben gerichtet. Die genannte Dame ist bekanntlich die großmüthige Geberin, welche der geplanten katholischen Universität die Summe von 300,000 Dollars zugewendet hat. Der hochw. Herr John J. Keane von Richmond ist vom Episkopat der Vereinigten Staaten als Rector der neuen katholischen Universität in Washington erwählt worden. Der Papst hat diese Wahl bestätigt. — In drei Jahren feiert der Bischofsstift Baltimore sein 100jähriges Jubiläum. Die Katholiken Philadelphia's haben unter dem Episkopat von Erzbischof Ryan 1,500,000 Dollars für wohlthätige Zwecke aufgebracht.

Diöcesannachrichten.

* **Speyer.** Wie wir der „Pfälzer Zeitung“ entnehmen, hat Herr Domkapellmeister A. Häfeler aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit das Amt eines Diöcesan-Präses des St. Cäcilienvereins niedergelegt und ist dasselbe statutengemäß bis zur nächsten Generalversammlung, welche im Jahre 1888 abgehalten wird, an den bisherigen Vice-Präses, Herrn Domkapitular Leonhard Kuhn übergegangen.

* Aus **Cornelimünster** bei Aachen wird dem „Pilger“ geschrieben: Sehr Vielen wird die Mittheilung willkommen sein, daß seit etwa 2 Jahren zwischen hier und Aachen eine Eisenbahnverbindung besteht, die es den Besuchern Aachens sehr erleichtert, nach unserm Orte einen Abstecher zu machen. Bekanntlich liegt Cornelimünster in einer außerordentlich romantischen, daher sehr interessanten Gegend. Der Ort ist entstanden vor etwa 1100 Jahren, als Kaiser Karl der Große den berühmten Benediktinermönch, den vor einigen Jahren heilig gesprochenen Benedikt von Aniane veranlaßte, hieselbst, wo damals Wölfe, Bären und andere wilde Thiere hausten, ein Mönchskloster zu gründen. Diesem großen Kaiser oder seinem Sohne und Nachfolger Ludwig dem Frommen hat hiesiger Ort es auch zu verdanken, daß er hochbedeutsame Reliquien besitzt: vor Allem die großen Heiligthümer: 1. das Schürztuch (Lintum Domini), dessen sich der Heiland beim letzten Abendmahl bediente, seinen Jüngern die Füße abzutrocknen; 2. das Grabtuch (sindon munda) ein sehr künstliches Gewebe, worin Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu eingewickelt; 3. das Schweißtuch (sudarium Domini), welches im Grabe das hl. Anliß unseres Heilandes bedeckte. Diese großen Heiligthümer werden alle sieben Jahre zur Zeit der sogenannten Heiligthumsfahrt unter großem Zudrange des gläubigen Publikums öffentlich zur Verehrung ausgestellt, und in ähnlicher Weise wie die Heiligthümer zu Aachen gezeigt, so im nächsten Jahre 1888 vom 10. bis 25. Juli. Außer einer Menge heiliger Reliquien befinden sich noch in der alten Abteikirche die Häupter des hl. Cornelius und Cyprianus, von denen der Erstere als besonderer Fürsprecher gegen die Fallsucht (Epilepsie), in vielen Fällen mit wunderbarem Erfolg, verehrt wird. Schon in frühern Jahren waren die Schaaren der hierhin pilgernden besonders zur Zeit der Festoktav (14. Sept. bis zum 2. Sonntag darauf) überaus zahlreich. Seitdem aber durch die Eisenbahn ein schnellerer und leichter Verkehr mit der Außenwelt erfolgt ist, hat sich die Zahl der Pilger in so außerordentlicher Weise vermehrt, daß die Eisenbahnverwaltung zur Festzeit mehrere Extrazüge einzulegen genöthigt war. Der Fremde, der für den Eindruck von Naturschönheiten empfänglich ist, wird, wenn er die Eisenbahnstation verlassend, dem im herrlichen Indethale, zwischen grünen und blühenden Bäumen liegenden Städtchen mit der Abtei-

Kirche seinen Blick zuwenden, förmlich entzückt von diesem Anblicke. Rechnen wir hinzu die verschiedenen Höhepunkte in der nächsten Umgebung, von wo aus sich ein weiter Blick in das ganze schöne Münsterländchen darbietet, so wie das hübsche Klausenwäldchen mit seiner reizend gelegenen Eremitage, so dürfte es keinen Touristen gereuen, an sonnigen freundlichen Tagen hier verweilt zu haben; im Gegentheil wird jeder Besucher Erinnerungen von hier mitnehmen, die ihn in späteren Jahren mit reiner Freude erfüllen werden.

Gebetsverhör. Dank dem hl. Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Mariä und dem hl. Joseph für Hilfe in wichtiger Angelegenheit.
Bab Münster a. Stein.

Politische Rundschau.

* Speyer, 29. Juni.

Bayern. Das Resultat der am 28. Juni stattgehabten Abgeordnetenwahlen liegt uns bei Schluß unseres Blattes noch nicht vollständig vor. Wahrscheinlich wurden gewählt 75 Centrumsmänner, 72 Liberale und 12 Mittelparteiler. In diesem Falle hätte keine Partei die Mehrheit, ganz so, wie die Regierung es wünscht. — In Dillingen wurde Herr Dr. Jäger aus Speyer gewählt. — Die Betheiligung bei den Urwahlen war allseits über Erwarten flau. An vielen Orten hatte man Mühe, nur ein Wahlcomite zusammenzubringen. Die Gründe für diese Flauheit sind unschwer zu finden. Ein Hauptgrund liegt in dem bayerischen Wahlgesetz selber. Dasselbe beruht auf dem indirekten Wahlsystem und gestattet, die Wahlkreise und die Urwahlbezirke beliebig zu bilden. Bei der Reichstagswahl stimmen die Wähler sofort für den Candidaten, hier aber zuerst für die Wahlmänner. Dadurch verliert die Wahl Wahl viel an Interesse, denn das Wahlrecht des Einzelnen kommt nicht so zur Geltung wie bei der direkten Wahl. Dieser Umstand macht sich um so fühlbarer, als man jetzt seit Jahren durch die Reichstagswahlen an das prompte direkte Wahlsystem gewöhnt ist. Die Art und Weise, wie die bayerischen Landtagswahlen stattfinden, ist veraltet, oder ist eigentlich noch nie populär gewesen. Das Volk kann diesem Wahlsystem keinen Geschmack abgewinnen, und es müssen schon ganz außerordentliche Umstände vorhanden sein, um es zu einer regeren Betheiligung bei der Wahl zu bestimmen. Sehr in's Gewicht fällt auch die Zusammensetzung der Urwahlbezirke. Wenn die Wähler eine, zwei oder mehr Stunden zurücklegen müssen, um ihr Wahlrecht ausüben zu können, so ist ihnen doch offenbar damit zu viel zugemuthet, besonders wenn die Landtagswahl, wie in der Regel, in eine Zeit fällt, wo die Feldarbeit drängt.

Dazu kommen für die Centrumspartei noch ganz besondere Gründe, welche die flauere Wahlbetheiligung erklärlich machen. Sie liegen in der bekannten Wahlkreis-Geometrie. Die Regierung hat es ganz in der Hand, auf die Parteigruppierungen nach Belieben einzuwirken. Sie könnte es sogar mit Hilfe der Wahlkreiseinteilung dahin bringen, daß ein Fünftel die Mehrheit erhält, während vier Fünftel in der Minderheit bleiben! Man treibt es nun allerdings soweit nicht. Allein weit genug ist man schon gegangen, um die Centrumspartei entweder in die Minderheit zu drängen, oder sie nur zu einer geringen Majorität kommen zu lassen, oder es so einzurichten, daß keine Partei die Mehrheit erhält, sondern ein Häuflein ministerieller Abgeordneter das Zünglein an der Waage bildet. Eine unter dem Titel „die bayerische Wahlkreis-geometrie 2c.“ erschienene Broschüre enthält Beispiele, welche an's Unglaubliche gränzen. Da ist es denn erklärlich, wenn die Anhänger der Centrumspartei in ihrem Unmuth auf die Ausübung des Wahlrechtes verzichten.

Auch ist vielfach eine Art stumme Verzweiflung eingetreten. Daß der Liberalismus für den Einheitsstaat schwärmt, ist bekannt. Sei, sagen wir da, wenn man von berufener Seite jene Partei nicht aufkommen läßt, welche

das stärkste Gegengewicht gegen die Bestrebungen der Einheitsstaatter bildet, und entschieden für Wahrung der verfassungsmäßigen Selbstständigkeit der Bundesstaaten eintritt, dann kann uns die Zukunft der Bundesstaaten ebenfalls gleichgiltig sein. Wir sagen nicht, daß dies der richtige Standpunkt ist, wir wollten nur aussprechen, wie man auf denselben fast mit Gewalt hingedrängt wird.

Nicht an letzter Stelle mag zur flauen Wahlbetheiligung der Centrumswähler der Umstand mitgewirkt haben, daß man es fertig gebracht hat, bei der höchsten kirchlichen Stelle den Eindruck hervorzurufen, als ob die kirchlichen Zustände in Bayern vollkommen befriedigend wären.

Trotz alledem aber muß es entschieden getadelt werden, daß selbst dort, wo ein Sieg der Centrumspartei, verhältnißmäßig leicht zu erringen gewesen wäre, weitaus die Mehrzahl der Wähler zu Hause oder hinter'm Bierglas blieb. Dort wo ohnehin nichts auszurichten ist, kann man Entschuldigungen noch gelten lassen, nicht aber dort, wo der Sieg sicher war.

Die Besserung in dem Befinden des **Kaisers** macht Fortschritte; er wird Anfangs Juli zur Kur in Gms eintreffen. Der Kronprinz befindet sich in England unter ärztlicher Behandlung. Die Nachrichten über sein Befinden sind nicht immer ganz klar.

Elsäß-Lothringen. Der Statthalter Fürst von Hohenlohe tritt augenblicklich in die Fußstapfen seines Vorfahrers ein, insofern er das Land durchkreist und in nähere Berührung mit der Bevölkerung tritt. Es wird ihm allenthalben ein glänzender Empfang bereitet, glänzender gewiß, als er nach den letzten politischen Ereignissen zu erwarten war, ein Beweis, daß die Elsäß-Lothringer wirklich das Lob verdienen, ein geschehendes Volk zu sein. So in den letzten Tagen in Schlettstadt und in Rappoltsweiler. In beiden Städten versprach der Statthalter, daß bessere Zeiten kommen werden. In der letzten Stadt sagte er wörtlich: „Vorkommnisse der jüngsten Zeit haben zu der Annahme geführt, daß jene Sympathieen (diejenigen von Altdeutschland für Elsäß) hier einer ablehnenden Haltung der Bevölkerung begegnet seien, und dieses mußte Verstimmung und gegenseitiges Mißtrauen hervorrufen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß diese Mißstimmung einer ruhigeren Auffassung Platz machen wird, und daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo wir uns zu gemeinschaftlicher Arbeit für das Wohl des Landes vereinigen können.“ Recht so! Es ist höchste Zeit.

Eine bedeutsame Wahl hat **Italien** zu verzeichnen. Es handelt sich zwar nur um eine Gemeinderathswahl in Rom, welche aber unter den obwaltenden Umständen eine hohe politische Bedeutung hat. Die Liberalen selbst haben ihr eine solche beigelegt. Offen wurde in ihren Organen ausgesprochen, daß angesichts der Gerüchte über eine Versöhnung zwischen Papstthum und Königthum die Bürgerschaft Roms zu zeigen habe, wie Rom den Liberalen gehöre und die Katholiken daselbst nichts zu sagen hätten. Haß und Angst hatten die sonst sich bitter bestehenden verschiedenen liberalen Parteien auch geeinigt, so daß sie eine gemeinschaftliche Liste aufstellten. Zudem waren die Häuser der ewigen Stadt seit Wochen mit Tausenden und Tausenden von rothen, gelben und grünen Streifen beklebt, in denen die Bevölkerung zur zahlreichen Betheiligung an der Ergänzungswahl für den römischen Gemeinderath aufgefordert wurde. Und das Resultat? Ein glänzender Sieg der katholischen Liste, beziehungsweise der Liste der „Unione Romana“. Letztere Liste umfaßte nämlich auch die Namen von fünf gemäßigten Liberalen, für welche die Katholiken ebenfalls stimmten. Die Liberalen sind ob der Niederlage außer sich, schimpfen und toben über die „Pfaffen“, welche intriguiert haben sollen, und über die Saumseligkeit ihrer Gesinnungsgenossen. Nun ist es zwar richtig, daß ein großer Theil der Wähler zu Hause geblieben ist; aber wenn das geschah, trotzdem die Liberalen alle Hebel in Bewegung setzten, um ihre „Getreuen“ zur Urne zu bringen, so muß es mit der Begeisterung derselben für

den Liberalismus und die „unantastbare“ Hauptstadt Italiens wohl nicht sonderlich weit her sein.

Frankreich kann sich rühmen, das am theuersten regierte Land zu sein. Trotzdem die Bevölkerung durch die Rückgabe von Elsaß-Lothringen sich vermindert hatte, begann die dritte Republik als erste innere Reform mit einer Vermehrung der Bureaukratie. Im Jahre 1880 waren im Budget schon 54,350,000 Francs mehr für Gehälter von Civilbeamten eingeschrieben als 1871. Im Jahre 1881 wurden neue Stellen geschaffen, die mit 6,440,000 Francs dotirt wurden. Im folgenden Jahre wurden 17,200,000 Francs für neue Aemter bewilligt. Obgleich 1883 das Deficit schon sehr fühlbar hervortrat, wußte die Regierung doch noch 9,380,000 Francs abzustossen für Einrichtung neuer Dienste. Seit 1876 wurden in den verschiedenen Ministerien geschaffen: 10 neue Directoren, 19 Aemter von Unterdirectoren, 51 Stellen von Bureauchefs und 74 von Unterchefs. Merkwürdig ist es, daß nur die oberen, gut bezahlten Posten beständig vermehrt wurden und überseht sind, während das untere Personal, deren Anwärter keine politischen Fürsprecher hatten, beschränkt blieb. Die Herren Granet und Doctroy waren würdige Nachfolger ihrer Vorgänger. „Niemaals“, schreibt ein republikanisches Blatt, „selbst unter der Regentschaft nicht, ist von Ministern ein so unerhörtes Beispiel von Aemterverschacherung gegeben worden, als der einst vielgefeierte Doctroy es jetzt gab.“ Da begreift es sich, daß die Herren sich wieder nach der Zeit sehnen, wo sie ungestört an den Fleischtöpfen des Landes sich gütlich thun können.

Großbritanniens Bewohner haben am 21. Juni das fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Viktoria mit ausgesuchtem Glanz gefeiert. Alle Berichte stimmen darin überein, daß namentlich die Niesenstadt des Niesenreiches ein ähnliches Fest noch nicht gesehen hat: die ganze Stadt war in ein Festgewand gekleidet. Die Hauptfeier bestand in einem Dankgottesdienst in der Westminster-Abtei, wohin die Jubilarin in einem glänzenden Zuge, umgeben von ihren fürstlichen Verwandten und den Vertretern aller europäischen Herrscherhäuser, sich begab. Kein Mißton hat die Feier gethan. Die Fren enthielten sich zwar aus leicht begreiflichen Gründen der Theilnahme am Feste; aber die Gerüchte von einer ihrerseits geplanten Störung der Feier oder gar von einem beabsichtigten Attentat haben sich als grundlos erwiesen.

Literarisches.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatschrift. Jahrgang 1887. 12 Nummern. 4 Mk. — Freiburg (Baden.) Herber'sche Verlagshandlung. Durch die Post und den Buchhandel.

Inhalt von No. 6:

Der Kongo einst und jetzt. (Fortsetzung.) — Ein Besuch b. i. den Ausfägen auf Molokai. (Fortsetzung.) — Ein Fest in Corea. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: vulgarien; Japan; Vorderindien; Aequatorial-Afrika; Westafrika; Südamerika — Für Missionszwecke.

Illustrationen: Die Vei Dari-Salama bei Sansibar. — Stanley's Expedition in Kabinba. — Dorf und Küstenlandschaft auf den Hawaii-Inseln. — Privatwohnung mit Empfangssaal in Seoul (Corea) — Tainu-Kun, Herrscher von Corea. — Corianer. — Mgr. Raynaud, Titularbischof von Egea, apostol. Vikar von Sophia und Philippopolis. — Indische Typen aus Puna. — Die Kirche von Lagos. — Fahrt über die Lagune Oja

Deutscher Hauschat. Illustrierte Zeitschrift. Jährlich 18 Hefte. Größt-Quart (Oktober—Oktober) zum Preise von 40 Pf. per Heft — complet 7 M. 20 Pf. Regensburg, Fr. Buxtet.

Das sechsen erschiene 10. Heft hat nachfolgenden reichhaltigen Inhalt:

Text: Die Schweizer Kuckucksuhr. Humoreske von G. R. Henderson. — Das sterbende Kind. Gedicht von J. Denthall. — Die Kröte in der Sage. Von Jos. Dackweiler. — Frühlingslieder. Gedicht von A. Schupp. — Der König der Nacht. Von A. de Lamotte. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Joseph Böhm. (Schluß.) —

St. Cornet in Borarlberg. Von J. A. Steyl. — Legende. Gedicht von Bruder Norbert. — Verschiedene Wege. Von M. Marjan. (Fortsetzung.) — Gastein. Gedicht von Ferdinand Heitemeyer. — Das Hühnerauge. Von Dr. Friedreich. — Allerlei.

(Mit 8 sehr schönen Illustrationen.)

Neue Abonnenten werden noch fortwährend angenommen und erhalten alle Hefte vollständig nachgeliefert.

Geschäftsübernahme und Empfehlung.

Unterzeichneter beehrt sich, den Hochwürd. Herrn Geistlichen, den Herrn Lehrern, sowie allen auswärtigen Katholiken, welche die Kreishauptstadt Speyer besuchen, ergebenst anzuzeigen, daß er die

Restauration im kath. Vereinshause

dahier übernommen hat.

Nebst seinem Lagerbier aus der Brauerei der „Bayerischen Brauereigesellschaft“ (vorm. H. Schwarz) in Speyer, empfiehlt Unterzeichneter sehr gute reine Weine, sowie guten Mittagstisch und alle Sorten kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit bei mäßigen Preisen.

Aufmerksame Bedienung zusichernd bittet um geneigten Zuspruch. Speyer, im Juni 1887.

L. Jäger. Restaurateur.

Ein Mädchen

gesucht, das sich allen Hausarbeiten unterzieht. Näheres in der Expedition ds. Bl.

Wallfahrt-Kolmerberg.

Das Fest Mariä Heimsuchung wird am Montag, den 4. Juli in der Wallfahrts-Kapelle „Maria-Hilf“ auf dem Kolmerberge feierlich begangen. Hierzu ladet Geistliche und Laien freundlichst ein Trauth. Pfarrer.

Mariä Heimsuchung

wird in der Herz Mariä-Kirche zu Raubach Montag, den 4. Juli gefeiert.

Das Fest Mariä Heimsuchung wird in der Wallfahrtskirche zu Kirrberg am Montag, den 4. Juli gefeiert.

Münchener Fremdenblatt mit Tagesanzeiger und Quartiergeber

ist das verbreitetste katholische Tagblatt Bayerns. Täglich eine Romanbeilage in Buchformat, wöchentlich eine Unterhaltungsbeilage, monatlich 1—2 mal die Land- und Hauswirtschafts-Zeitung. Direkte Nachrichten aus aller Welt. Vollständige Handelszeitung, die telegraphischen Geld- und Producten-Kurse aller Hauptplätze, den großen Münchener Kurszettel, alle Verlosungen, alle Dienstesnachrichten, die vollständigen Theaterzettel u. s. w. Geschäfts-Inserate in München 15 Pf., auswärtige 20 Pf. die Petitzeile.

Vierteljährlich. Abonnement: Loco 2 M. (per Post M. 2.50.)

Neueintretende Abonnenten erhalten gratis den Anfang des laufenden hochinteressanten Romanes:

„Graf Sendorf“

von Jules Verne.

Missionsverein.

Homburg M. 3.20. Bergzabern M. 20.35. Pleisweiler M. 4.30.

Kindheit-Jesu-Verein.

Fehrbach M. 10 für ein Heidenkind, das „Mojus“ zu taufen ist. Homburg M. 13.34. Bergzabern M. 5.70. Pleisweiler M. 3.10. Ebernburg M. 3.42. Altenbamberg M. 5.08. Schönan M. 3.60.

Für den St. Raphaels-Verein.

Rohheim Hr. Pfr. Engelbert M. 4. Speyer ung. 50 Pf. Ung. 50 Pf.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.

Durch Oggersheim M. 2.83.

Fruchtmarkt der Stadt Speyer vom 28. Juni.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.					Geftiegen.	Gefallen.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.				
Weizen . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Korn . . .	42	7 35	7 25	7 25	—	—	—	08
Gerste . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Speiz . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Hafer . . .	6	6 20	6 20	6 20	—	05	—	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, H. Dörner in Kaiserslautern, St. Kasi in Eberbach, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 10. Juli. Gedächtn. a. hl. Pöppe.
Mont., 11. Elisabeth, Königin v. Portugal.
Dinst., 12. Johannes Gualbertus, Abt.
Mittw., 13. Anacletus, Papst.
Donnerst., 14. Bonaventura, Bisch. u. K.
Freit., 15. Heinrich II., Kaiser v. Deutschl.
Samst., 16. Maria vom Berge Karmel.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 10. Juli 1887.

Auf den Pilger kann immer noch abonniert werden.

Wie das katholische Volk über die Wallfahrten denkt.

Vor kurzem stand ein Mann vor den Schranken der Strafkammer des Oberrheinischen Landgerichts, welcher sich unter Anderem auch darüber verantworten mußte, daß er die katholische Marienverehrung in der schmächtigsten Weise verhöhnt hatte. Wie furchtbar getrübt muß die Phantasie dieses Mannes sein, da er kein Bedenken trug, die Mariandacht mit dem heidnischen Venusdienst zu vergleichen. Wie wenig ehrlich waren die Absichten dieses Mannes, wenn er in einer kleinen, ganz freiwilligen Geldspende zum Besten der Wallfahrtskirche zu Revelaer die Habsucht der dortigen katholischen Geistlichen entdeckt! Aber auch wie schrecklich verblendet müssen jene Leute in Frack und Glacé sein, welche offen ihren Beifall zollen dem Manne, der, obgleich er kein positiv Gläubiger ist — nach seiner Schrift glaubt er nicht an die Auferstehung Jesu, also auch nach des hl. Apostels Paulus Wort überhaupt nicht an die Gottheit Jesu Christi —, die Mühe seines Amtes dazu benutzt, mit Schmutz diejenige Kirche zu bewerfen, die sich den Glauben an Jesus Christus unseren Herrn und Erlöser durch die Reihe der Jahrhunderte unverfälscht bewahrt hat. Dieser Mann ist der in letzter Zeit oft genannte protestantische Prediger Thümmel, der seine Frechheit mit neunmonatlichem Gefängniß büßen muß.

Für die Zeit der unfreiwilligen Mühe empfehlen wir diesem Manne, der in Folge der langen Gerichtsverhandlungen zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, die Schriften jener edlen protestantischen Männer, welche in der ihnen fehlenden Marienverehrung eine große Lücke ihres religiösen Cultus überhaupt beklagen. Wenn er dann u. A. auch zu einem unserer größten deutschen Volksdichter, zu Uhland, greift, so möge er nicht übersehen die begeisterten Strophen, welche der protestantische Dichter der seligsten Jungfrau widmet:

„An dem Tage, da man feiert
 Der Gepries'nen Himmelfahrt,
 Wo der Sohn, den sie geboren,
 Sich als Gott ihr offenbart,
 Da in ihrem Heiligtume
 Wirkt sie Wunder mancher Art;
 Wo sie sonst im Bild nur wohnt,
 Fühlt man ihre Gegenwart.“

Das ganze Gedicht, dem diese Strophe entnommen ist, ist überhaupt eine glänzende Verherrlichung der katholischen Wallfahrten. Der große protestantische Dichter war ein reiner und edler Charakter; seine Phantasie war nicht von dem rohen Materialismus der Neuzeit befeckt; daher auch sein Verständniß für die Marienverehrung in der kathol. Kirche und für die Wallfahrten der Katholiken.

Die Wallfahrtsorte der katholischen Kirche kann man füglich mit den Heilquellen der Natur vergleichen. Mannigfaltig sind die Berührungspunkte zwischen dem Reiche der Gnade und dem Reiche der Natur. Den heilenden Quellen entsprechen die Gnadenorte, wo Gott der Herr den Menschen durch Verehrung der Heiligen, speciell seiner gebenedeiten Mutter, ganz besondere Gnaden zu Theil werden läßt. Wer will es den Vornehmen verbieten, Badeorte und Sommerfrischen zur Wiederherstellung der angegriffenen Gesundheit aufzusuchen? Billig ist's daher, auch dem katholischen Volke die Freiheit zu gönnen, auf den einen oder andern Tag im Jahr den geistigen Kurort einer Gnadenstätte zu besuchen, um dort durch Gebet, andächtigen Empfang der hl. Sakramente und ein den Verhältnissen entsprechendes kleines Opfer Gott und die lieben Heiligen, insbesondere die theuere Mutter unseres Erlösers, auf eine besondere Weise zu ehren. Andersgläubigen geht freilich das Verständniß für die Bedeutung der katholischen Wallfahrten ab; aber darum sind diese doch in den meisten Fällen von großem socialen und moralischen Nutzen. Betrachten wir z. B. das schlichte arme Volk der arbeitenden Klassen. Die Sorgen und Nöthen des Lebens sind oft eine so drückende Last und so schwere Bürde, daß das Herz beinahe erdrückt wird. Da gibt's keine Erholung, keine Abspannung, es ist ewiges, trauriges Einerlei, und die Sorge um das Zeitliche läßt die Sorge für das Ewige nicht zu seinem Rechte kommen. Für solch armes und gedrücktes Volk ist die Wallfahrt die einzige Erholung, die einzigste Aus- und Abspannung, weil die Leute einmal aus dem Gewühle herausgerissen werden. Deshalb werden auch Mühen und Strapazen des Weges gar nicht beachtet, und alle Processionsführer versichern, daß die Leute nie so heiter und vergnügt seien, wie während der Wallfahrt; sie würden den ganzen Tag singen und jubeln. Das Volk hat keine Ferien, kennt keine Vergnügungsreisen,

aber eine Wallfahrt ist für das Volk eine katholische Badereise.

Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Diensthote — alle lernen und werden wieder am Gnadenorte, was sie sein sollen. So ist der sociale Einfluß, den die Wallfahrt ausübt, ein kaum zu berechnender. Noch größer ist der moralische Einfluß. Hier wäre es am Platze, von dem großen Segen des Beichtinstituts — das der Verfasser der confiscirten Schmutzschrift vor Gericht in so unerhörter Weise verdächtigte — und namentlich von dem Nutzen der Generalbeichten zu sprechen, die häufig bei Wallfahrten abgelegt werden. Erst am jüngsten Tage wird es offenbar werden, welche Wunder der Gnade hier an der Bekehrung von Millionen Sündern gewirkt worden sind. Wie oft ist die Wallfahrt für einen Trunkenbold der Tag der Bekehrung, und solche, die früher ein Vergnügen für die Gemeinde gewesen, führen nachher einen erbaulichen Lebenswandel. Alle Pilger werden untereinander befreundet, werden ein Herz und eine Seele. Es kommt selten vor, daß unter solchen, welche gemeinschaftlich den Bittgang gemacht haben, nachher eine Feindschaft fortbauert. Sodann verstehen es viele Geistliche ganz vortrefflich, die Wallfahrt dadurch zu einer Art Mission zu machen, daß sie in einem Cyclus von Predigten den Pilgern die ewigen Wahrheiten vortragen, und alle geistlichen Processionsführer versichern, daß die Empfänglichkeit des Volkes auf der Wallfahrt viel größer sei, als bei andern Anlässen. Wie viele Leute in zerrütteten Lebensverhältnissen kommen an den Gnadenort und werden da wieder auf den rechten Weg gebracht! Wie oft wird die Wallfahrt gemacht, ehe man den Weg zur Kaserne betritt, ehe man ein Verlöbniß eingeht, ehe man einen wichtigen Schritt im Leben thut! —

Die Eltern kommen und beten für ihre Kinder, und das Gebet setzen sie so viel als möglich jedes Jahr fort, und können die Eltern nicht mehr wallfahrten, so kommen jetzt die Kinder und beten und opfern, wo ihre Eltern gebetet und geopfert haben. Welche Menge guter Vorsätze wird am Gnadenorte niedergelegt, und sind die Pilger wieder zurückgekehrt, so erinnern sie sich an ihre guten Entschlüsse, so oft sie ihr Wallfahrts-Bildchen sehen, oder ihre Finger in das Weihwassergefäß tauchen, oder den Rosenkranz beten, den sie vom Wallfahrtsorte mitgebracht haben. Wie eifrig wird zu Hause für die Pilger gebetet, so lange sie auf der Fahrt sind, und wie eifrig wird von den Pilgern am Gnadenorte für die zu Hause Gebliebenen gebetet! Dazu kommen die Verdienste durch die Strapazen des Weges, Entbehrungen, Fasten, der Nutzen der Predigten, die Ablässe, private und öffentliche Andachten, Empfang der Sakramente, Sakramentalien — kurz die Wallfahrt bringt ein großes geistiges Kapital, große Schätze von Segen und Gnaden in Familie und Gemeinde. (W.B.)

* Die Weihe der Kaiserglocke in Köln.

Am Vormittag des 30. Juni wurde die Weihe der Kaiserglocke durch den hochw. Hrn. Erzbischof in feierlicher Weise vollzogen. Der hochw. Herr wurde am Hauptportal des Domes gleich nach 10 Uhr vom gesammten Domcapitel, der Domgeistlichkeit und den Alumnus des Priester-Seminars empfangen und zum Marien-Altar geleitet, von wo man nach kurzem Gebet in das dritte Stockwerk des südlichen Thurmes sich begab. Hier war dicht unter der Glocke eine große Tribüne aufgeschlagen und der ganze Raum großartig decorirt. Die Glocke selbst war mit einem prächtigen Kranz von Kornblumen, weißen und rothen Rosen umflochten und außerdem noch mit zwei kleineren Kränzen geschmückt, während an der Seite derselben das deutsche Reichs-Wappen und an der entgegengesetzten Seite das päpstliche Wappen, beide aus Blumen hergestellt, angebracht waren. Außerdem zierten frischgrüne Pflanzen den mit Teppichen belegten Raum, der rundum in roth und weiß drapirt und mit den alten

Gobelins aus dem Domchor verhängt war. Außer der Geistlichkeit nahmen an der Feier Theil die Spitzen der Behörden, der Vorstand des Central-Dombau-Vereins und einige andere Personen. Unter Andern bemerkte man den Herrn Regierungspräsidenten v. Sydow, Herrn Oberbürgermeister Becker, Herrn Beigeordneten Thewalt, Hrn. Oberst v. Mansard und verschiedene Stadtverordnete. Für den Herrn Erzbischof stand ein Sessel bereit, während die Geistlichkeit sich um die Glocke aufstellte und die übrigen Herren unten um die Tribüne Platz nahmen. Bevor der feierliche Weihe-Act begann, legte der hochw. Hr. Erzbischof die allgemeine Bedeutung der Glockenweihe und der dabei üblichen Ceremonien dar, und wies am Schlusse seiner Ansprache darauf hin, daß die heutige Weihe noch eine besondere Bedeutung habe, da diese Glocke ein Dankgeschenk des Kaisers für die Hilfe Gottes sei, welche Sr. Majestät in so reichem Maße zu Theil geworden, besonders im Kriege 1870/71, wo in den verschiedenen großartigen Siegen der Beistand des Allerhöchsten offenbar gewesen sei. Der Kaiser habe also mit dem Geschenk der Glocke eine schöne und weise Absicht verbunden. Möge, so schloß der hochwürdigste Herr, diese Absicht durch den Ton der Glocke zum Throne Gottes getragen werden und „Friede“ ihr erstes Geläute sein. Leider habe der Culturkampf die Weihe der Glocke verzögert. Aber nun sei der Friede durch den Papst und den Kaiser hergestellt. Möge dieser Friede ungetrübt ein beständiger sein zum Wohle Deutschlands und zum Heile der Kirche.

Nunmehr begann der feierliche Weihe-Act, der von 10 $\frac{1}{2}$ —11 $\frac{1}{2}$ Uhr dauerte und programmäßig wie folgt verlief.

Nach Vorschrift des Pontificale romanum betet der Bischof mit dem Klerus die Psalmen 50, 53, 56, 66, 69, 85 und 129 zur Erlebung der göttlichen Hilfe und Barmherzigkeit.

Darauf segnet er Salz und Wasser, mischt dieselben unter entsprechenden Gebeten und wäscht unter Beihilfe der Assistenten die Glocke im Innern und Außern, während dessen zum Lobe und zur Verherrlichung des Allerhöchsten die Psalmen 145, 146, 147, 148, 149 und 150 gebetet werden.

Hieran schließt sich die Salbung an, zuerst mit dem hl. Oele unter Absingung des Psalm 28, dessen Inhalt die Verherrlichung der „Stimme Gottes“ bildet, dann die Salbung des Außern mit sieben Kreuzen mittels des hl. Oeles und des Innern durch vier Kreuze mittels des hl. Oelens unter sinnbezeichnenden Gebeten.

Alsdann wird Weihrauch und Myrrhe angezündet im Rauchfasse unter die Glocke gestellt und Psalm 76 gesungen, dem ein Gebet des Weihenden und die Lesung Lucas 10, 38—42 durch den Diacon folgt.

Zum Schlusse macht der Bischof nochmals das Kreuzzeichen über die Glocke.

Die Kaiserglocke trägt in lateinischer Sprache eine Inschrift, welche kurz den Ursprung und die Bedeutung derselben angibt. Unterhalb der Inschrift befindet sich das Bild des hl. Petrus mit entsprechender lateinischer Inschrift. Auf entgegengesetzter Seite befindet sich das Reichswappen mit der Inschrift:

Die Kaiserglocke heiße ich,
Des Kaisers Ehre preise ich;
Auf heil'ger Warte stehe ich,
Dem Deutschen Reich erhebe ich,
Daß Friede und Wehr
Ihm Gott bescheere.

Die Kaiserglocke trägt die Bezeichnung Gloriosa (die Ruhmvolle), während zwei älteren Glocken das Prädikat Pretiosa (die Kostbare) und Speciosa (die schön Klingende) gegeben ist.

Die Kaiserglocke wiegt 27,000 Kilogramm, ihr Klöppel allein 800 Kilogramm. Ihre senkrechte Höhe beträgt 4,40 Meter, der untere Durchmesser 3,50 Meter. Zu ihrem durch Andreas Hamm in Frankenthal für 21,000

Markt bewirkten Güsse wurden 22 Kanonenrohre und 5000 Kilo Zinn verwendet. Der Ton wird verschieden als eis oder d aufgefäkt.

Um 12 Uhr verkündete dann die Kaiserglocke selbst weithin in's Rheinthale, daß sie ihre Weihe nunmehr erhalten und bald darauf vereinigten sich mit ihrem tiefen Baßton die Klänge der übrigen Glocken zu einem gewaltigen Concerte.

* Wie steht es in Frankreich?

Die Antwort auf diese Frage versuchen die „Kathol. Schweizer Blätter“ zu geben. Es ist ihnen dieselbe nach unserm Dafürhalten auch gut gelungen. Wir entnehmen ihren Ausführungen Folgendes:

Frankreich, das in der Geschichte so große Dinge vollbracht, Frankreich, das so viel gelobt und auch wirklich viel gethan, das so viel gelacht und gespottet, Frankreich liegt zur Stunde tief darnieder; von seinem einstigen Einfluß, von seinem Ehrgeiz, im europäischen Concerte die erste Violine zu spielen, von seiner Machtstellung, die es noch vor kurzen zwanzig Jahren eingenommen, — ist auch nicht eine Spur zurückgeblieben. Viele hoffen, durch eine veränderte Politik, vielleicht sogar durch eine veränderte Regierungsform, könne es sich wieder aufraffen; wir möchten es dem großen Volke von Herzen gönnen, aber es ist erst noch die Frage: ob nicht die innere Zerküftung schon zu weit fortgeschritten und das Lebensmark des Volkes und seiner edelsten Theile angegriffen habe; mit einem neuen Ministerium ist da jedenfalls nicht viel und nicht auf lange geholfen.

Aber lassen wir Thatsachen sprechen. In den letzten Wochen wurden in Paris die sog. Kron- und Juwelen versteigert. Wer das Musée des Souverains im Louvre von Paris gesehen, der weiß ungefähr, welche enorme Schätze von Kunst und historischen Erinnerungen Frankreich im Laufe der Jahrhunderte — von Chlodwig bis auf Napoleon — angehäuft hat. Wie in jedem solchen Hause, so bilden auch hier diese Merkwürdigkeiten den Stolz und den Glanz der Franzosen. Nicht alle diese Schätze, aber ein guter Theil der sog. Kronschätze wird nun versteigert, vertribelt, oder muß zu Geld gemacht werden. Jeder weiß, was das zu bedeuten hat, wenn eine Familie oder wenn ein Geschäft auch nur seine Schammingen, die Pathengeschäfte seiner Kinder veräußern muß. Ist Frankreich wirklich so tief herabgekommen? Oder ist es mehr die Wuth der Radikalen, mit allen Erinnerungen der Vergangenheit und des Königthums aufzuräumen und für eine neue Commune-Wirtschaft sauberen Tisch zu machen?

Die Versteigerung ist übrigens nicht glänzend ausgefallen und hat bloß sieben Millionen eingetragen, während Frankreich 37,135,000 Staatsschulden auf sich hat; was machen da sieben magere Millionen? Der Tropfen im Eimer!

An dieser Versteigerung haben meistens Fremde theilgenommen; wadere Franzosen schämten sich des Schachers; nicht einmal die heutesüchtigen Gold- und Juwelenhändler von Paris erschienen als Bieter oder Käufer. Warum nicht? Diese Kunsthändler wissen sehr wohl, daß sie ihre besten und fast ausschließlichen Kunden unter dem Adel haben und daß dieser Adel conservativ, monarchisch gesinnt ist. Mit Rücksicht oder auch aus Furcht vor diesen, ihren Kunden, wagten es die Händler nicht, als Käufer aufzutreten. Die Macht der öffentlichen Meinung! — Andererseits ist das auch deswegen ein gutes Zeichen, aus dem man leicht abnehmen kann, wo eigentlich noch der Schwerpunkt der Zukunft liegt, sogar in Paris.

Diese Verschacherung ehrwürdiger Erinnerungen ist schon an und für sich ein Zeichen der Zeit, — die Geldfrage! Sie ist aber auch typisch, Frankreich vertribelt leichtsinnig sein bestes Gold. Nachdem schon früher der Religionsunterricht aus den Schulen entfernt, sogar das

Bild des Heilandes von allen Mauern gerissen und auf die Straße geworfen wurde, hat man im letzten Spätherbst den religiösen Unterricht von allen höhern Lehranstalten gesehlich verbannt und abgeschafft. Das that derselbe Minister Goblet, dem letzter Tage bei seinem Scheiden ein liberales Schweizerblatt den verdienten Denktzettel mitgab, seine absolute Unfähigkeit sei nachgerade von allen Parteien anerkannt worden. Nur zur Verschacherung des alten, ächten Goldes des christlichen Glaubens, dazu war er befähigt, da war er der Held des Tages und wurde sogar Minister-Präsident — freilich nur für 6 Monate.

Es geht nicht mehr lange, so werden es hundert Jahre, daß die Schrecken der Revolution über Frankreich und über die halbe Welt hereinbrachen; Bücher und Schriften über die Ursachen und über den Verlauf dieser Revolution besitzen wir zu Tausenden, und doch stehen gerade die Franzosen heute wieder am gleichen Fleck, wie vor hundert Jahren. Warum brach die französische Revolution los? Welches war — wenigstens der äußere — Anlaß dazu? Frankreich hatte Schulden — etwa eine Milliarde — König und Minister verloren den Kopf und wußten sich nicht mehr zu helfen; da berief der 16. Ludwig im Jahre 1788 zuerst die Vertreter des Adels zu einer Berathung ein, und als diese auch nicht helfen konnten und nicht helfen wollten, da mußten die Vertreter aller drei Stände — Geistlichkeit, Adel und Volk — nach Versailles kommen: der Erfolg ist bekannt.

Vor dem gleichen Fragezeichen stehen die Franzosen auch heute wieder; vor Kurzem wurde das Ministerium Goblet gestürzt, weil die ganze Nationalversammlung erschrocken ist über die enorme Schuldenlast der französischen Republik; Frankreich schuldet heute nicht mehr bloß eine, sondern 37 Milliarden; seit einigen Jahren schließt die Staatsrechnung regelmäßig mit einem Deficit, mit einer Mehrausgabe, oder — wie die Solothurner sagen — mit einer Unterbilanz von 200 Millionen — alljährlich! Da sagte die Nationalversammlung: so könne das unmöglich fortgehen, die Minister sollen Bericht und Antrag bringen: wo, wie und wie viel im Staatshaushalt gespart werden könne? Die Minister rechneten und studirten, und brachten endlich heraus: dreizehn Millionen könnten allenfalls erspart werden, aber mehr auf keinen Fall! Das war der Kammer zu wenig und nach langen Unterhandlungen kam endlich Herr Rouvier als Ministerpräsident an's Ruder, und er versprach gleich im ersten Anlauf, sechzig Millionen wolle er schon ersparen; aber auch das sei noch zu wenig, da der nächste Voranschlag bereits 700 Millionen Deficit anweise. „Traurig ist's, Geschichte forschen!“ Nach hundert Jahren wieder dasselbe Gled, nur noch siebenunddreißigfach vermehrt!

Vor Allem regt sich hier die wichtige Frage: Wie ist das so gekommen? Woher diese ungeheueren Schulden? Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir drei Ursachen als die Hauptsache bezeichnen:

Erstlich und vor Allem kostet das Militär in Frankreich viel zu viel; ganz Frankreich ist wie besessen von einem Gedanken: Revanche! — Rache für Metz, Rache für Sedan, Rache für Elsaß und Lothringen, Rache an den Deutschen! Daß sie Anno 70 geschlagen und besiegt worden, das können die Franzosen nie vergessen; tausend Schlachten, die sie gewonnen, tausend Wunden, die sie geschlagen, Millionen Menschen, die sie getödtet, das sollen die Deutschen, die Italiener, die Russen vergessen, parbleu! Um sich aber zu rächen, dazu brauchen die Franzosen ein großes Heer, Wehr und Waffen, unermessliche Vorräthe von Material und Munition, Festungen auf dem Lande, Panzerschiffe auf dem Meere und Kanonen ringsum. Das Alles kostet Geld, heidenmäßig viel Geld — und wenn man solches nicht hat, so macht man Schulden, Millionen und Milliarden. — Erster Theil und erste Ursache der französischen Noth.

Zweitens kostet die Verwaltung oder die Staatsverwaltung viel zu viel; kein Volk braucht so viel Be-

amteile, Minister Präfekten und Souspräfekten, Polizeier und Grenzwächter, Inspektoren und Revisoren, Schreiber und Drucker, kurz Angestellte von allen Sorten, kein Volk, wie Frankreich. Der Franzose ist von Natur aus etwas eitel, ohne einen Titel oder ein Amt kann er weder leben, noch sterben. Es ist freilich in anderen Ländern nicht viel besser; unsere politischen Kämpfe drehen sich vielfach nicht so sehr um Meinungen, um Grundsätze und Köpfe, — als eher um das Gegentheil, d. h. um Sitze. Dieses zahllose Heer von Angestellten muß bezahlt werden, kostet viel Geld, und bevor die alten Schulden bezahlt werden, müssen am ersten Tage jeden Monats die Gehalte der Beamten ausbezahlt werden; die sorgen schon dafür, daß sie nicht zu kurz kommen. — Zweiter Theil und zweite Ursache der französischen Noth.

Drittens endlich — es muß gesagt werden, der gegenwärtige Ministerpräsident Rouvier hat es in der Kammer auch gesagt, wenigstens leise angedeutet; er hat gesagt: der französische Soldat kostet zweimal so viel wie der deutsche oder österreichische Soldat. Der deutsche (?) oder österreichische Soldat bekommt schwerlich das Brod und den Speck, Alles zu essen, was Kaiser und Reich dafür bezahlen und die deutschen (?) Nothe hätten vielleicht noch manches Viertel Hafer zu gut, oder mit anderen Worten: es wird wohl auch in Deutschland (?) und Oesterreich veruntreut und gestohlen, aber doch nicht so viel wie in Frankreich; jeder Soldat kostet zweimal so viel als in anderen Ländern. Wenn also Heer und Verwaltung in Frankreich so viel kosten; — wenn — wie der Minister angedeutet — auch die Steuern nicht gehörig eingehen; wo fehlt es da? An der Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit; warum kostet Alles so viel und warum wird so viel veruntreut? Was macht das Leben dort so theuer und kostspielig? Diese Frage kann man und darf man an dieser Stelle nicht ganz beantworten. So viel ist sicher und ausgemacht — und zwar nicht nur für die Franzosen, sondern für alle Länder und Verwaltungen, — so viel ist sicher und ausgemacht: wenn und so lange immer nur für einen unsinnigen Krieg gerüstet wird, und so lange die Verwaltung, auch im Personellen, nicht vereinfacht wird; wenn und so lange in dem öffentlichen Rechnungswesen nicht mehr Ehrlichkeit und Gewissen die Feder führen: so lange nützen alle politischen Farben und Parteien, Führer und Ministerien rein nichts und die Franzosen hätten offenbar besser gethan, Christus und seine Lehre nicht gar so weit aus der Schule zu weisen und auf die Gasse zu stellen.

Christus verläßt kein Volk, wenn es nur ihn nicht verläßt; und da leuchtet zum Schluß ein freundlicher Stern tröstlicher Hoffnung auch über Frankreich; nein! noch ist Frankreich nicht verloren. Nur noch zwei Züge, aber rasch, sonst werden meine lieben Leser ungeduldig. Paris baut seit Jahren auf dem sog. Trocadero eine neue Kirche zu Ehren des hl. Herzens Jesu; es ist keine Notre-Dame-Kirche mehr in Styl und Anlage; aber Geislichkeit und Volk haben für diesen Kirchenbau in ihrer Armuth und mit gutem Willen bis heute 18 Millionen zusammengekauert. Auch in Rom baut man seit Jahren an einer Herz-Jesu-Kirche in einem neugebauten Stadttheile, in Neu-Rom. Aber die Sache war schwierig und kam in's Stocken, was bei den dortigen Zeitverhältnissen leicht begreiflich ist. Da berief der Papst den berühmten, heiligmäßigen Dom Bosco aus Turin und übergab ihm den Kirchenbau — und die Sammlung der Bausteine. Dom Bosco, stark im Vertrauen und im Gehorsam, wandte seine Schritte Frankreich zu, wo Noth und Bitten immer noch offene Herzen, offene Hände gefunden, und aus Frankreich brachte der demüthige Priester drei Millionen zurück, die neue Kirche wurde fertig gebaut, in den nächsten Tagen wird sie eingeweiht und an diesem festlichen Tage wird es Rom nicht vergessen und mit der Hauptstadt wird es die ganze Christenheit wiederholen: noch ist Frankreich nicht verloren; wenn es auch viel ver-

gessen und nichts gelernt, wenn es auch viel gefehlt und gesündigt, Frankreich ist noch immer das Land der Barmherzigkeit, und der Segen des Wohlthuns wird es erhalten noch lange.

Wir fügen bei: Möge Frankreich sich wieder erinnern, daß es ein katholisches Land ist; möge es die Revanchegedüste gegen Deutschland aufgeben, eingedenk all' des Elendes, das es in früherer Zeit uns gebracht; möge es daheim Revanche suchen, und zwar für die Schmach, welche eine verlotterte Freimaurerregierung schon über ein Dezzennium ihm anthat!

* Ein Diensthötenbild aus früherer Zeit.

In dem Orte A. in Oberschwaben, wo mein Vater fünfswanzig Jahre Revierförster war, und welches ich gewohnt bin, als meine Heimath zu betrachten, hatten wir einen Nachbar, der Bühlbauer genannt. Es waren grundbrave und sehr wohlhabende Leute, die noch an der guten alten Sitte festhielten.

Da wurde noch Morgens, Mittags und Abends zu Tisch gebetet. An Sonn- und Feiertagen mußte Alles bis auf eine Person in die Kirche gehen. Der Bauer und die Bäuerin gingen mit gutem Beispiel voran. So war es schon bei dem alten Bühlbauer gewesen. Kam man dann nach Hause, so stand das Essen schon parat; immer wurde Punkt 11 Uhr zu Mittag gegessen.

Da der Bauer einen großen Hof besaß, so hatte er auch natürlich viele Diensthöten. Aber nur äußerst selten wurde mit diesen gewechselt. Obgleich der Herr streng und wortkarg war, so sah er doch auch wieder auf den Vortheil seiner Leute wie auf seinen eigenen. Jeder erhielt, wie das Sitte war, zum eigentlichen Lohn noch Kleidungsstücke und ein Paar Stiefel und Schuhe.

Diese Sachen wurden immer im Hause selbst gemacht, der Schuster und Schneider in den Taglohn genommen, aber nicht nur das Neue, sondern auch das Alte wurde den Diensthöten gegen eine kleine Vergütung gewaschen und ausgebessert, so daß, wenn sie sparsam waren, sie den eigentlichen Lohn beinahe ganz zurücklegen konnten, da das Trinkgeld, das es immer gab, zu dem Nöthigsten reichte.

Das Essen war immer, wenn auch einfach, doch gut und kräftig und der Bauer pflegte nach alter Sitte sich mit seinen Leuten zu Tisch zu setzen und mitzuessen. Er sagte: „Meine Leute müssen tüchtig schaffen, aber dafür sollen sie auch gut und tüchtig zu essen haben.“

Das Fluchen oder überhaupt das Schreien und Commandiren konnte der Bauer ebenfalls nicht leiden; jeder wisse, was er zu thun habe und das solle in aller Ruhe und Stille geschehen, stets gleichmäßig müsse man arbeiten und nicht das eine Mal alles verhudeln und das andere Mal gar nichts thun.

Schon die Kinder hatten ihre stehende Arbeit zu verrichten, wenn sie von der Schule kamen: Die Einen mußten das Wasser und Holz herbeitragen, die Anderen das Geflügel füttern und einthun, im Sommer das Vieh und die Gänse hüten. Ebenso wurde die bäuerliche Tracht streng beibehalten; echt und gediegen mußte alles sein. Wem dieses nicht angenehm war, der konnte gehen.

Nun hatte der Bühlbauer einen zweiten oder Unterknecht. Der war schon zwölf Jahre bei ihm auf dem Hof. Er war eine Waise, sein Vater war Zollvisitator im Orte gewesen und in großer Armuth, da er mehrere Kinder hatte, gestorben. Der älteste Sohn, welcher damals zwölf Jahre zählte, war zuerst als Hüterjunge auf dem Bühlhof untergebracht worden, und so rückte er allmählig vor, natürlich war sein Streben, der erste, der Ober- oder Hofknecht zu werden.

Schon vor fünf Jahren hatte er, als dieser Platz offen war, darauf gerechnet, aber der Bauer hatte auf

seine beßfällige Bitte gesagt: „Du bist noch zu jung, Joseph“, und dieser hatte sich demgemäß gefügt, als ein Anderer angenommen wurde. Jetzt glaubte der Joseph bestimmt, daß es ihm nicht fehlen werde; deßhalb sagte er eines Tages zu seinem Brodherrn: „Nichts für ungut, Bühlbauer, ich hab' g'hört, daß der Kocknecht auf's Ziel wandert, seid so gut und denket dieses Mal auch an mich. Ihr wißt, daß ich Euch jetzt schon zwölf Jahre treu und redlich dien', und deßhalb glaub' ich, daß da ich dem Platz vorstehen kann, Ihr eine Einsicht haben und mir nicht einen Fremden vorziehen werdet.“

Der Bauer begann sich einige Augenblicke, dann sagte er: „Ich weiß wohl, daß Du durch Deine lange Dienstzeit ein Anrecht auf den Platz hast, aber ich kann Dir doch nicht zu Willen sein, Du verstehst das Feldgeschäft aus dem Fundament, aber zu den Pferden und zum Fuhrwerk taugst Du nichts; daß Du aber siehst, daß ich Dich nicht verkürzen will und auf Deinen Vortheil sehe, so will ich Dir mit Deinem Lohn aufschlagen und Dir das Gleiche geben wie dem Kocknecht, dann kannst g'wiss z'frieden sein.“

Aber der Joseph meinte: „Es ist mir nicht allein um den Lohn, sondern auch um die Ehre, ich will nicht der ewige Unterknecht bleiben, wenn Ihr mir den Platz nicht gebet, dann wandere ich Euch.“

„Das kannst Du halten, wie Du willst“, sagte der Bauer, „es ist mir nicht recht, wenn Du gehst, aber mit Gewalt will ich Dich nicht halten, bei dem, was ich eben gesagt hab', bleibt es.“

Gefränkt sagte jetzt der Joseph: „Nun sucht Euch eben einen andern Unterknecht auf's Ziel, ich muß Euch nicht da sein, wenn man einen doch nicht gelten läßt.“

Damit war also gegenseitig gekündigt und man sprach nicht weiter darüber.

Der Wandertag kam herbei. Bisher hatte der Joseph noch immer geglaubt, sein Herr werde ihn nicht ziehen lassen, er hatte sich deßhalb auch nach keiner Stelle umgesehen, aber der Bauer sagte kein Wort und der Joseph wollte ihn auch nicht wieder ansprechen.

Als nun der neue Knecht anrückte, schnürte der Joseph auch sein Bündel. Als er mit seinem Herrn gerechnet hatte und er von diesem und der Bäuerin Abschied nahm, standen ihm die Thränen in den Augen, er sagte: „Vergelt's Gott für alles, was Ihr an mir gethan habt, bleibt gesund und habt mir nicht für ungut. Jetzt b'hüts Gott.“

Dabei ging er schweren Herzens zur Thür hinaus, obwohl er ein schönes Stück Geld davontrug.

Die Bäuerin sagte nachher zu ihrem Mann, indem sie eine Thräne mit ihrer Schürze abwischte: „Hättest den Joseph nicht fortlassen sollen, so bekommst keinen mehr.“

Der Bauer aber sagte ruhig in seiner trockenen Weise: „Sei Du nur zufrieden, der geht nicht weit und kommt wieder, ich hab' deßhalb auch keinen Unterknecht eingestellt, der Kuhhirt soll derweil die Stelle versieh'n.“

So vergingen vierzehn Tage, man sprach nicht mehr von dem Joseph, da schlich dieser einer Abends, ein kleines Bündel im Tuch unter dem Arm tragend, ganz leise in das Haus seines früheren Herrn, stieg in seine Kammer, welche er in Gemeinschaft mit dem andern Knecht bewohnt hatte, hinauf, zog sein Sonntagsgewand aus und seine Werktagskleider an, dann ging er, ohne irgend Jemandem etwas zu sagen, in den Stall, fing dort an, die Thiere zu füttern und die sonstigen Obliegenheiten zu besorgen, wie wenn gar keine Unterbrechung stattgefunden.

Als man dann zum Nachtessen rief, kam auch der Joseph mit herauf, sagte wie sonst „Guten Abend, Bauer!“ und setzte sich zu Tisch.

Der Bauer nahm vor der Hand noch keine weitere Notiz von dem Ankömmling, erst als die Andern wieder gegangen waren, sagte er:

„Bist auch wieder da, Joseph, es hat Dir, wie es scheint, nicht besonders in der Fremde gefallen? Es ist

nur gut, daß der Platz noch nicht wieder von einem Andern besetzt worden ist.“ „Ja“, sagte der Joseph ehrlich, „länger hab' ich's nicht aushalten können vor Heimweh, daß weiß ich aber“, setzte er bei, „daß mich keine Paar Pferde da 'nausziehen, wenn ich auch mein Lebtage Unterknecht bleiben muß.“

„Ich hab' Dich ja auch nicht fortgeschickt“, sagte der Bauer, „und Dein Schaden soll's auch nicht sein, wenn Du da bleibst.“

So war also der Joseph guten Muthes und blieb noch manches Jährlein bei seinem Herrn.

Da sagte dieser einstmals zu ihm: „Was meinst, Joseph, das Haus und Gütle vom Hopfen-Hannes wird demnächst in der Gant verkauft, soll ich es nicht für Dich erstehen, Du hast Dir mehr als 500 fl. bei mir erspart, und das Anwesen ist zu 1500 fl. angeschlagen, man bekommt es auch wohl noch billiger?“

„Das Angeld kannst Du zuzahlen, und wenn Du dann eine Frau nimmst, die auch etwas hat, so kannst Du schon fortkommen, ewig Knecht wirst Du doch auch nicht bleiben wollen.“

„Der Antrag ist dankenswerth“, sagte Joseph, „und wenn Ihr glaubet, daß ich es wagen soll, und mir dazu helfet, dann wär' mir dieses schon recht, und eine brave Frau wüß' ich mir auch, die für mich passen thät, ich will bei ihr anfragen, und wenn die mich will, dann ist's nicht g'fehlt.“

Der Joseph brachte seine Werbung bei des Försters Magd, der anstelligen Marianna, an und erhielt das Jawort.

Joseph kam nun freudestrahlend zum Bauer und sagte: „Jetzt ist's richtig, kauft deßhalb das Gütle!“

Die Marianna hatte sich auch einiges erspart, war brav und fleißig und so paßten sie gut zusammen.

Am Tage vor der Hochzeit, dem Einzugstag, ließ der Bühlbauer dem Joseph eine schöne Kuh in den Stall führen als Hochzeitsgabe, welches Geschenk auch von Joseph und Marianna freudig begrüßt wurde.

Die Beiden lebten gut und wirthschafteten gottesfürchtig und so konnten sie nach und nach ihre Schulden abtragen, da der Joseph bei jeder Gelegenheit immer bei seinem früheren Herrn im Taglohn arbeitete, und so manches schöne Stück Geld verdiente, und so wurde Joseph ein wohlhabender und geachteter Mann.

Neues aus Kirche und Welt.

* **München.** Die Administration Sr. Maj. des Königs Otto hat in dem stillen Schlosse Fürstenried eine Hauskapelle neu herstellen lassen, welche am Feste Maria Heimsuchung vom Stiftsdekan v. Türk unter Assistenzen des zuständigen Pfarrers Danzer von Martinsried nach dem Rituale Romanum benedicirt wurde. Nach beendeter Benediction wurde in derselben die hl. Messe gelesen. An der Feier nahmen Antheil der Obersthofmarschall Excellenz Malsen, welcher die Herstellung und Einrichtung der Kapelle besorgte, der Hofmarschall Sr. Maj. des Königs Frhr. v. Redwitz, der commandirte Officier Graf Fugger, Hofcavalier v. Stengel, der Arzt Dr. Otto, der Haushofmeister und das dienstthuende Personal. Um 12 Uhr war die kirchliche Feier beendet. Die Hauskapelle befindet sich zu ebener Erde und ist nur durch einen Gang von dem Schlafzimmer des Königs getrennt; durch ein äußerst geschmackvoll gearbeitetes Gitter ist sie den ganzen Tag über geöffnet. Der Altar selbst ist neu, die Altargegenstände sind den kgl. Schlössern entnommen; dahin gehört ein aus Elfenbein gearbeitetes Christusbild, welches sich in Linderhof befand. Die Glasgemälde an dem Fenster sind aus der Kunstanstalt von Zettler und stellen oben die Anbetung der heiligen drei Könige, rechts den hl. Ludwig, eine Dornenkrone auf die Brust drückend, links den heil. Otto als Glaubensprediger dar. Jeden Sonn- und Festtag findet um 11 Uhr eine hl. Messe statt,

welche von der Hofgeistlichkeit celebrirt wird. Höherem Bunde entsprechend wird später im Einvernehmen mit dem hochwürdigsten Herrn Erzbischofe ein ständiger Geistliche in Fürstentried wohnen.

* **Bensheim** (Hessen). Dekan und Pfarrer Franz Sickingen ist gestorben. Wir halten uns verpflichtet, über diesen im katholischen Deutschland hoch geachteten Mann Nachstehendes zu veröffentlichen, was dem „Mainzer Journal“ aus Bensheim geschrieben wurde: Tage großer Trauer und Betrübniß sind über unsere Gemeinde gekommen. Es hat Gott gefallen, unsern allverehrten Hrn. Dekan Franz Sickingen aus diesem Leben abzurufen. Doch selbst bei diesem herben Verlust erblicken wir ein Zeichen besonders liebevoller Vorsehung darin, daß unser Seelsorger uns bis zu dem Tage gelassen wurde, da die Verbesserung der kirchenpolitischen Geseze auch in der Ersten Kammer der Stände angenommen wurde, mithin all' das Gland der Verwaisung, wie es über 50 Pfarreien unserer Diöcese betroffen, uns erspart bleiben wird. Decan Sickingen starb am 23. Juni gegen 12 Uhr Mittags. Er erlag einem schweren, inneren Leiden, das ihn bereits über sechs Jahre wiederholt dem Tode nahe brachte. Mehrmals schien es durch die Bemühungen der Aerzte gehoben, so daß man wieder Hoffnung fassen konnte, und der seeleneifrige Hirte wieder seinen Obliegenheiten so ziemlich nachkommen konnte, bis gegen Ende des verflossenen Jahres das Uebel wenig Hoffnung mehr auf Genesung ließ. Der Verstorbene war ein in hohem Grade reiner und edler Charakter, einer unserer tüchtigsten Priester, voll Eifer für die Ehre Gottes, voll Interesse für die Angelegenheiten der Kirche in ihren schweren Kämpfen, voll Seeleneifer, von seltener Uneigennützigkeit, voll Liebe gegen die Armen; in nie ruhender Thätigkeit opferte er rückhaltlos seine Kräfte im Dienste Gottes. Die kirchlichen Institute, Vereine, Congregationen hatten an ihm einen aufopferungsvollen Beförderer und Beschützer; der Jugend nahm er sich mit allem Eifer an, und es war ihm ein besonders großer Schmerz, dieselbe durch die neue Schulordnung zum guten Theil dem segensvollen Einfluß der Kirche entzogen zu sehen. Alle, selbst seine Feinde, müssen die Reinheit seiner Absichten in seiner vielgestaltigen Thätigkeit anerkennen. Seinem Leben entsprach sein Verhalten in der Krankheit und sein Tod. Nie kam eine Klage über seine Lippen; starkmüthig und geduldig unterwarf er sich seinem schweren Leiden und sah ruhig seinem Ende entgegen, das Sterbekreuz fest in seiner Hand haltend bis zum letzten Athemzug. Wie sehr der Verstorbene sich der allgemeinen Liebe und Achtung erfreute, zeigte sich auch bei seinem Begräbniß: die ganze Gemeinde nahm daran den innigsten Antheil. Gegen 50 Priester waren erschienen, darunter 4 Mitglieder des Domkapitels, die sich in die Functionen des Begräbnißes theilten. Herr Domdekan Dr. Heinrich hielt die Leichenrede, anknüpfend an den Text: „Es halte uns Jedermann für Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes 2c.“, wobei er der Treue und des Eifers des Hingeschiedenen gedachte, und zum Schlusse den Eingang seines Testaments mittheilte, worin der Verstorbene unter Anderem seine Gemeinde ermahnt, immer festzuhalten im heiligen katholischen Glauben, als dem einzigen wahren Trost im Leben und im Sterben.

* **Strasbourg**. Der Vorstand des hiesigen Vereins für Sonntagsruhe erließ kürzlich folgende warme und praktisch-verständliche Ansprache: „Zum zweiten Mal treten wir vor euch mit der herzlichen Bitte: Helft uns den Sonntag wieder einführen in unsere Stadt! Ihr könnt hierzu auf sehr vielfache Art beitragen. Ein Jeder sehe nur zunächst auf sich selbst, auf seine Familie und sein Haus, auf sein Amt und seinen Beruf. Bist du Herr, so denke an deine Beamten und Dienstboten und wisse, daß du für ihre verlorenen Sonntage einem höhern Herrn verantwortlich bist. Stehst du in Dienst, so suche nicht durch Gewalt Abhülfe von der Knechtschaft der Sonntagsarbeit. Schon oft hat das bescheidene Wort eines Ar-

beiters dem hartherzigsten Herrn die Augen für Recht und Billigkeit geöffnet. Bist du Vater oder Mutter oder sonst ein Glied der Familie, ei so öffne dem Sonntag Haus und Herz; er ist der Freund der Familie und des innigen Familienlebens. Stehst du allein im Leben, so denke daran, daß du deinen fremden Brüdern draußen nicht ihren Sonntag raubst. Ihr Alle aber, ob Herr oder Knecht, ob alleinstehend oder im Schooße der Familie, tragt das Euere bei zu dem guten Werke, so wird es Gott gelingen lassen. Helft uns die Feinde des Sonntags bezwingen, die schlechten Gewohnheiten und Sitten in Handel, Industrie und Verkehr. Helft uns kämpfen gegen die Unsitte des Verkaufens und Kaufens am Sonntag und gegen die falsche Meinung der Geschäftsleute, sie könnten den Sonntagswerb nicht mehr entbehren. Helft uns der Welt die Augen öffnen für den Wucher solcher Industriellen, welche ihre Arbeiter zu regelmäßiger Sonntagsarbeit anhalten. Helft uns die Irrlehre widerlegen: in unserer fortgeschrittenen Zeit sei kein Raum mehr da für den Sonntag. In diesem Geiste haben wir unsere Vereinsarbeit im abgelaufenen Jahre geführt. Einige Erfolge sind bereits erzielt. Die Eisenbahn-Verwaltung hat die Abfuhr des Frachtgutes von 9 Uhr an am Sonntag-Vormittag eingestellt. Eine bisher auf den Sonntagsverdienst angewiesene Beamtenklasse ist auf günstigere Bedingungen gebracht. Viele unserer Geschäftsleute denken jetzt ernstlich darüber nach, wie sie die Sonntagsarbeit einschränken oder ganz unterlassen können. Um ihnen diesen Schritt zu erleichtern, haben sich 40 der angesehensten Arbeitgeber dazu entschlossen, den Wochenlohn an ihre Arbeiter nicht erst am Samstag-Abend, sondern schon am Donnerstag auszuzahlen. Der Sonntag ist ein unersetzliches Gut; unser Volk darf sich dieses Gut nicht rauben lassen.“

* Eine interessante Gegenüberstellung protestantischer englischer und französischer katholischer Missionäre findet sich in Buchner's „Kamerun“, wo es u. A. heißt: „Ueber die Annahme englischer Missionäre kann man allenthalben auf der ganzen Erde klagen hören. Durch ihren auffallenden Mangel an Demuth, ihre Neigung sich in Alles einzumischen, ihr bequemes Wohlleben, das sie sich mit den Gaben heimischer Mildbthätigkeit zur Heidenbekehrung gestatten können, Erfolgen gegenüber, die kaum den allerbeseidensten Erwartungen entsprechen, haben sie sich überall geradezu verhaßt gemacht. Besonders in Westafrika bestehen ihre bedeutenderen Kräfte häufig genug aus jungen Leuten, die den Eindruck machen, daß sie nur, um reisen zu können, in die Dienste der reichen englischen Missionsgesellschaften eintreten. — Sehr viel anders lauten die Urtheile, die man ebenso allgemein auf der ganzen Erde über die Wirksamkeit der katholischen französischen Missionäre vernimmt. Ueber den selbstlosen, opferwilligen Eifer dieser wahren Apostel der christlichen Liebe herrscht allenthalben nur das größte Lob, und die Erfolge derselben sind bei ungleich geringeren Mitteln viel größer, als die der gemästeten englischen Geistlichen. Sie erwerben sich aber auch das unschätzbare Verdienst, bei ihren Schülern von Anfang an eine Erziehung zur Arbeit und Arbeitslust anzutreiben, statt sie bloß zum Herplappern von Gebeten und Bibelversen, zum Hochmuth und Fanatismus abzurichten, wie jene thun.“ Ganz ähnlich, nur noch weit schärfer, äußerte sich auch der verstorbene Afrikareisende Dr. Fischer, welcher bekanntlich lange in Sansibar gelebt hat, einmal in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

Diöceßanachrichten.

* **Speyer**, 6. Juli. Unser Hochwürdigster Herr Bischof Joseph Georg v. Ehrler hat heute eine mehrwöchentliche Erholungsreise in die Schweiz angetreten. Hochderselbe nimmt seinen Aufenthalt in dem Benediktinerkloster zu Engelberg. — Die diesjährigen Priester-Exercitien dahier beginnen am 19. September.

Politische Rundschau.

* Speyer, 5. Juli.

Bayern. Das Resultat der Landtagswahlen ist folgendes: Gewählt wurden 78 Centrumsmänner, 72 Liberale (einschließlich der Deutschfreisinnigen), 8 Mittelparteiler (einschließlich der protest. Conservativen). In Würzburg ist die Wahl noch nicht zu Ende. Dort stehen sich 45 Wahlmänner der Centrumspartei und ebenso viele der liberalen Partei gegenüber. So lange keiner der Wahlmänner krank wird oder „umfällt“, kommt es also zu keinem Resultat. Das Gesetz hat nämlich diesen Fall nicht vorgesehen. Im früheren Landtage hatte die Centrumspartei über 86 Stimmen zu verfügen, die liberale Partei über 69, worunter 18 Deutschfreisinnige. Da die absolute Mehrheit in der Kammer 80 beträgt, so hatte damals die Centrumspartei noch 6 Stimmen über die Mehrheit, während jetzt keine Partei die Mehrheit besitzt. In der Pfalz haben natürlich die Liberalen wieder leicht die 20 Abgeordneten wählen können, da die Centrumspartei hier todtgetheilt ist und so lange die jetzige Wahlkreisentheileung besteht, keinen Erfolg zu erringen vermag. Doch hat man im jenseitigen Bayern unsern Nothstand gewürdigt und hat der Wahlkreis Dillingen einen der tüchtigsten Führer der pfälzischen Centrumspartei in den Landtag gewählt, Herrn Dr. Eugen Jäger, Buchdruckereibesitzer und Redacteur der „Pfälzer Ztg.“ in Speyer. Die gesamte Centrumpresse zeigt sich sehr erfreut über dessen Wahl und spendet den Wahlmännern in Dillingen hohes Lob. Das „Echo der Gegenwart“ schreibt mit Bezug auf die Wahl des Hrn. Dr. Jäger: „Wir versprechen uns viel von der Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes.“ Man kann der Centrumspartei um so mehr ob dieser Wahl gratuliren, als leider mehrere der tüchtigsten Parteimänner eine Wahl nicht mehr angenommen. Wir nennen besonders den Herrn Oberlandesgerichtsrath Kopp, einen der fähigsten und energischsten Männer der Centrumspartei, sodann die Herren Dr. Kurz, Frhr. v. Papius, Graf Preshing, Bonn und Gerhard Lucas, sämmtlich tüchtige Männer. In Zukunft werden wohl folgende Herren die Führerschaft der Centrumspartei übernehmen: Frhr. v. Ow, Frhr. v. Soden, der in München II gewählte rechtskundige Magistratsrath Kuppert, der in Neustadt a/Saale gewählte Oberstaatsanwalt Hauck und der in Amberg gewählte Landesgerichtsrath Walter.

Die Niederlage der Centrumspartei bei den Landtagswahlen war voranzusehen; doch ist sie nicht so schlimm geworden, als man gefürchtet. Die Ursachen der Niederlage haben wir schon in der letzten Rundschau besprochen, wir wollen darum vorderhand alte Geschichten nicht mehr aufrühren. Der Herzenswunsch der Liberalen ist nur theilweise in Erfüllung gegangen. Sie haben wohl die Centrumsmehrheit in der Kammer vernichtet, allein selbst die Mehrheit nicht erhalten. Gewisse liberale Großmänner sind deswegen plötzlich sehr kleinlaut geworden. Die betrübendste Erscheinung im Wahlkampfe ist jedenfalls die Bildung der Mittelpartei, welche auf das Conto einiger eigensinnigen kath. Männer wie Bucher und Mittler zu setzen ist. Es sieht einem Selbstmord gleich, wenn wir Katholiken uns in zwei Parteien spalten und ruft auf Seiten der Regierung und der Gegner nur Hohn und Verachtung heraus.

Die Deutschfreisinnigen haben ihr unüberlegtes Bündniß mit den Nationalliberalen schwer büßen müssen. Grundlage des Wahlbündnisses war die Sicherung des beiderseitigen Bestandes. Das hat aber die Nationalliberalen nicht gehindert die Freisinnigen in Weissenburg, Kaiserslautern und Ansbach abzuschlachten. Bisher 18 Mann stark ist der Freisinn etwa um ein Drittel zurückgegangen. Noch ein solches Bündniß, und die Freisinnigen in Bayern existiren nicht mehr.

Am 2. Juli wurde in Straßburg ein Denkmal König Ludwig I. von Bayern, der bekanntlich daselbst geboren ist, enthüllt.

In Bayern ist man gegenwärtig bemüht, die echte bayerische Nationalhymne ausfindig zu machen, ein Beweis, wie weit wir in der Verpreßung schon fortgeschritten sind.

Oesterreich-Ungarn. Einen „frischen, fröhlichen Culturkampf“ möchte die „liberale“ Judenpresse in Pest und Wien angesichts der großen Majorität, welche ihr Liebling, der Ministerpräsident Tisza, sich jüngst hat zusammenwählen lassen, mit gewaltigem Tamtam einläuten. Der hl. Stuhl hat nämlich durch den Wiener Nuntius sein Bedenken aussprechen lassen gegen die Art und Weise, wie in jüngster Zeit in Ungarn die Versetzung einiger Bischöfe auf besser dotirte Stellen vorgenommen wurde. Der hl. Stuhl erklärte: er wünsche das Privilegium der Krone Ungarns, die Bischöfe zu proponiren (dem Papste vorzuschlagen), nicht auch auf etwaige Transferrungen (Versetzungen) ausgedehnt zu sehen, es sei denn, daß zuvor diesbezüglich die Ansicht des hl. Stuhles eingeholt werde. Die Frage des Rechtes, einen Bischof von seiner Diocese in eine andere zu versetzen, ist zwischen dem hl. Stuhle und der ungarischen Krone seit dem zwölften Jahrhundert, seit Papst Alexander III., streitig. Der hl. Stuhl vertrat immer den Standpunkt: zu einer Versetzung sei seine vorgängige Einwilligung ebenso oder wohl gar noch weit mehr erforderlich, als zur Ernennung eines Bischofs; denn bei der ersten Maßnahme seien zahlreiche Momente ins Auge zu fassen, so insbesondere, daß der innige, dem Ehebunde gleich erachtete Verband des Bischofs mit seiner Diocese vorerst gelöst werden muß, und Anderes mehr. Daß der hl. Stuhl hierbei den kirchlichen Standpunkt in durchaus korrekter Weise wahrte, darüber schlägt die „liberale“ Presse einen Heidenlärm, sie schreit über Eingriffe in die Verfassung u. dergl. Die Sache hat aber einen tieferen Hintergrund. In Ungarn herrscht in Presse, Regierung und Abgeordnetenhaus, in Handel und Wandel der jüdische Einfluß. Gegen die Auszangung des Landes durch den jüdischen Kapitalismus macht sich aber mehr und mehr eine starke Bewegung geltend. Die jüdische Presse macht nun dem Cardinal-Primas, dem Erzbischof Simor in Gran, indirekt den Vorwurf, daß er diese Bewegung dulde. Weil man aber diesen Vorwurf nicht direkt auszusprechen wagt, so schreibt man, um ihn verhaßt zu machen, das Einschreiten des päpstlichen Stuhles in Sachen der Bischofsversetzungen ihm zu. Man erinnert sich ferner daran, daß das Staatsgesetz über die Ehen zwischen Juden und Christen, welches Israel im Interesse der „Gleichberechtigung“ verlangt, vor einigen Jahren im Oberhaufe durch geistlichen Einfluß, besonders den des Cardinals Simor, zu Falle kam. Dieses Gesetz, erklärte aber Tisza, werde wiederkommen! Endlich hat in Ungarn die Kirche noch reiche Güter, die bis jetzt der „Verwaltung des Staates und der Mobilisirung“ durch das Kapital sich entzogen haben. Gründe genug, um einen kleinen „Culturkampf“ verlockend erscheinen zu lassen und dann im Verlauf desselben den Versuch zu machen, die Kirchengüter in den Staatsfädel zu stecken! —

Frankreich. Ueber den ehemaligen französischen Kriegsminister und Deutschenfresser Boulanger gehen sonderbare Gerüchte um, die bis jetzt noch nicht widerrufen wurden. Es heißt nämlich, Boulanger habe einen Staatsstreich beabsichtigt, der ihn an die Spitze der Regierung in Frankreich bringen sollte. Er habe kurze Zeit vor seiner Abdankung nächtliche Truppenübungen angeordnet, worüber seiner Zeit die Zeitungen berichteten. Bei einer solchen nächtlichen Truppenübung, an der fast die ganze Pariser Besatzung Theil zu nehmen bestimmt war, sollte der Staatsstreich erfolgen. Alle Rollen waren bereits vertheilt. Aber General Saussier, der Gouverneur von Paris, kam hinter die Sache und verbot noch in letzter Stunde das Ausrücken der Truppen, so daß auch wirklich nur ein Bataillon ausrückte. Alle Beweisstücke für den geplanten Staatsstreich befinden sich in den Händen der Regierung.

und das ist auch der Grund, warum Boulanger so lang- und klanglos von der Bühne abtrat.

Belgien. Endlich hat sich die belgische Regierung zu einem kleinen Anfang einer Verbesserung der unheimlichen Arbeiterzustände aufgerafft. Sie hat der Kammer zwei Vorlagen zur Arbeiterschutzgesetzgebung gemacht, und zwar einen Gesetzentwurf zur Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und einen zweiten zum Schutze der in öffentlichen Schaustellungen und wandernden Gewerben beschäftigten Kinder. Es ist noch wenig, aber doch einmal ein Anfang.

Serbien. König Milan und seine Gemahlin, die Königin Natalie, sind bitterböse auf einander. Eine grundlose Eifersucht der Königin soll Schuld daran sein. Königin Natalie hat gegen den Willen des Königs das Land verlassen, und sich auf russisches Gebiet begeben. Sie hält es mit denen, welche mit dem König unzufrieden sind und mit Rußland liebäugeln. Mit einem solchen König wird wohl nicht leicht Jemand tauschen wollen.

Bulgarien. Seit dem 3. Juli ist die Volksvertretung wieder beisammen. Wahrscheinlich wird Prinz Ferdinand von Koburg zum Fürsten gewählt. Rußland wird aber wohl jeder Fürstenwahl entgegentreten; denn die Unordnung, das ist es, was Rußland in Bulgarien haben möchte, damit es eine Handhabe gewinnt, in Bulgarien einzuschreiten und es durch Annexion zu „beruhigen“.

Rußland. In Petersburg hat kürzlich abermals ein Nihilistenproceß stattgefunden, wobei 15 Angeklagte zum Tode verurtheilt wurden. In Bezug auf den ermordeten Polizei-Oberst Sudeikin stellte sich heraus, daß dieser die Nihilisten im Solde der Polizei zu eigenen ehrgeizigen Plänen benützte. Es war mit seinem Wissen die Ermordung des Großfürsten Vladimir und des Ministers Tolstoi beschlossen. Sudeikin rechnete darauf, daß dadurch Verwirrung entstehen, der Gendarmerie-Chef Orschewski seiner Stelle entsetzt werden und er sich dann dem Kaiser als Retter in der Noth anbieten würde. Er würde dann, da er durch seine nihilistischen Spione die Fäden der Bewegung in der Hand hatte, am nächsten Tage sämtliche Schulbigen mit einem Male festgenommen haben. Kurz vor Ausführung dieses Planes erriethen aber die Nihilisten dieses Doppelspiel und ermordeten Sudeikin. Die Nihilisten verrathen in neuerer Zeit erneute Thätigkeit. — Dabei aber hört Rußland nicht auf, die treuen Katholiken zu verfolgen. Neuerlich müssen sich dortige deutsche Gewerbetreibende, wenn sie die Ausweisung hintanhalten wollen, nicht nur naturalisiren lassen, d. h. russische Unterthanen werden, sondern man verlangt auch, daß sie ihren Glauben abschwören und der russischen Kirche beitreten. — Wahrhaft unbegreifliche Verblendung!

Ein Mädchen

gesucht, das sich allen Hausarbeiten unterzieht. Näheres in der Expedition ds. Bl.

Auf Michaeli

wird ein braves Mädchen gesucht, das kochen kann und sich allen häuslichen Arbeiten willig unterzieht. Wo, sagt die Exped. d. Bl.

Feier des „Clausenfestes“

in der Wallfahrtskapelle der hl. 14 Nothhelfer zu Königsbach
Mittwoch den 20. Juli,
wozu Priester und Laien freundlichst einladet

Pfarrer Joh. Schäfer.

In Maikammer wird Sonntag, den 10. Juli, das
Scapulierfest
gefeiert.

Woerl's Reisebücher.

Vorräthig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Illustrirte Prospekte gratis und franco.

Aschen	— 50	...erfeld	— 50	Italien 3 Bde. geb.	11.
do. franz.	— 50	Enden	— 50	Jena	— 50
Agram	— 50	Ems	— 50	Jerusalem geb.	12.
do. croat.	— 50	Erfurt	— 50	Kaiserslautern Wien 2.	— 50
Altötting	— 50	Erlangen	— 50	Karlsruhe	— 50
Amberg	— 50	Essen a. R.	— 50	Kassel	— 50
Annaberg	— 50	Flume	— 50	Kempten	— 50
Arlbergbahn	1.	Frankfurt a/M.	— 50	Kissingen	— 50
Aschaffenburg	— 50	do. franz.	— 50	do. franz.	— 50
Augsburg	— 50	Frankfurt a/O.	— 50	do. engl.	— 50
Baden-Baden	— 50	Fränk. Schweiz	— 50	Klagenfurt	— 50
Bamberg	— 50	Frankensbad	— 50	Köln	— 50
Barmen	— 50	Freiburg i.Br.	— 50	do. engl.	— 50
Basel	— 50	do. l. Schw.	— 50	Königsbütte	— 50
Bautzen	— 50	Freising	— 50	Königschloss bay.	— 50
Bayreuth	— 50	Freudenstadt	— 50	Königsstein	— 50
Berlin	— 50	Fulda	— 50	Königswinter	— 50
Bern	— 50	Gasteln	— 50	Konstantinopel geb.	5.
Bochum	— 50	Gelsenkirchen	— 50	Konstanz	— 50
Bocklet	— 50	Genf	— 50	Kopenhagen	— 50
Bodensee geb.	3.	Gera	— 50	Krakau	— 50
Bonn	— 50	Gladbach (M.)	— 50	Krems	— 50
Bremen	— 50	Gmünd, Schwab.	— 50	Kronstadt	— 50
Brenner geb.	3.	Görs	— 50	Kronthal	— 50
Brixen a. E.	— 50	do. franz.	— 50	Landshut	— 50
Brünn	— 50	Gotha	— 50	Lausanne	— 50
Budapest	— 50	Gotthardbahn	— 50	Leipa	— 50
do. ung.	— 50	Gotthardbuch geb.	5.	Leipzig	— 50
Budweis	— 50	Graz	— 50	Linz u/d.	— 50
Cannstatt	— 50	Greifswald	— 50	Lourdes	— 50
Carlsbad	— 50	Greiz	— 50	Lüneburg	— 50
Chemnitz	— 50	Guben	— 50	Luxemburg	— 50
Chur	— 50	Hagenau	— 50	Luzern	— 50
Coblenz	— 50	Halberstadt	— 50	Mailand	— 50
Coburg	— 50	Hall	— 50	Mainz	— 50
Coimar	— 50	Hamburg	— 50	Mannheim	— 50
Como	— 50	Hameln	— 50	Marburg i. St.	— 50
Corsica & Sardin.	—	Hamm	— 50	Maria-Tafel	— 50
Cottbus	— 50	Hannover	— 50	Maria-Zell	— 50
Crefeld	— 50	Heidelberg	— 50	Marienbad	— 50
Darmstadt	— 50	do. franz.	— 50	Meiningen	— 50
Deutsche Alpen	6.	do. engl.	— 50	Niemmingen	— 50
Donauessingen	— 50	Heilbronn	— 50	Meran	— 50
do. engl.	— 50	Hermannstadt	— 50	Metz	— 50
Donauwörth	— 50	Hildesheim	— 50	Mexico geb.	5.
Dortmund	— 50	Hof	— 50	Mittenberg	— 50
Dresden	— 50	Hüllenthalbahn	— 50	Neulheim a. R.	— 50
Duisburg	— 50	Homburg v. H.	— 50	Nürnberg	— 50
Düsseldorf	— 50	Iglau	— 50	Kirchen und die	—
Eger	— 50	Innsbruck	— 50	Königssee, Lösserl.	—
Eichstätt	— 50	Interlaken	— 50	Münster i. W.	—
Einsiedeln	— 50	Ischl	— 50	Neckarthal	1.
Eisenach	— 50	Iserlohn	— 50	Nessa	— 50
		Italien 2 Bde. geb.	15.	Nord-Afrika geb.	5.50

Für den heiligen Vater.

Speyer, Kloster St. Magdalena M. 3 und Pensionat M. 2.
Speyer Fr. Sch. zum Troste der armen Seelen M. 1.2 Speyer D.
M. 5. Speyer ung. M. 10.

Missionsverein.

Obermoschel M. 24.45. Frankenthal M. 1. [Speyer, Kloster St. Magdalena M. 2.

Kindheit-Besu-Verein.

St. Ingbert M. 10 für ein Heidenkind, das „Antonius“ zu taufen ist. Landstuhl M. 20 für ein Heidenkind, das „Antonius“, und M. 10 für ein solches, das „Anna“ zu taufen ist.

Bonifaciusverein.

Obermoschel Frau M. 3.

Für das 50jährige Priesterjubiläum Papst Leo XIII.

Wies A. Pf. M. 5. Paris Fr. Apoll. Bl. M. 5.

Für die St. Marienkirche in Hannover.

(Herzenswunsch des Herrn Dr. Windthorst.)

St. Ingbert „Hoch lebe unser Windthorst!“ M. 6. Wies A. Pf. M. 5.

Für die Mission in Tonkin.

Minfeld M. 5.

Briefkasten.

An Mehrere: Nach unsern Informationen dauert der Termin für die Anmeldung zur Aufnahme in das Bischöfliche Convict dahier bis Ende Juli. Bis dahin sind auch die Gesuche mit den vorchriftsmäßigen Belegen einzufenden.

Anonyme Einfendungen, auch von Gebetserhörungen, werden nicht aufgenommen.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 5. Juli.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.						Gefallen.
		Höfster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	Gefallen.	Gefallen.	Gefallen.	
Weizen . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Korn . . .	36	7 10	7 00	7 00	—	—	—	19
Gerste . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Spelz . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—	—
Hafer . . .	7	6 20	6 00	6 10	—	—	—	10

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gepaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, H. Dörner in Kaiserslautern, St. Kasi in Ebernöben, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 17. Juli. 7. Sonnt. n. Pfingsten.
Mont., 18. Trennung der Apostel.
Dienst., 19. Vincenz v. Paul, Bek.
Mittw., 20. Margaretha, Jungf. u. M.
Donnerst., 21. Arbogast, Bischof.
Freit., 22. Maria Magdalena, Bisherin.
Samst., 23. Apollinaris, Bisch. u. M.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 17. Juli 1887.

➔ Auf den Pilger kann immer noch abonniert werden. ➔

Maria Heimsuchung in Kaulbach.

Unsere Pfalz am Rhein erfreut sich mancher schönen Gnadenorte der Mutter Gottes, wo das katholische Volk, seine ländlichen Mühlen und Arbeiten auf einen Tag unterbrechend, gerne ausruht und am Herzen Jesu und bei seiner heiligen Mutter Trost und Hilfe und neuen Muth zur weiteren Pilgerschaft durch das irdische Jammerthal sucht und findet.

Eines der lieblichsten dieser Plätzchen ist unstreitig die Kapelle unserer lieben Frau vom hl. Herzen in Kaulbach, bei Wolfstein im Lauterthale, ganz nahe bei der Bahnstation gleichen Namens.

Wenn in dieser Welt alles Große, Edle und Herrliche durch Kampf und Mühe errungen werden muß, so gilt dies auch von dieser schönen Wallfahrt. Es waren viele Dornen, durch welche sich der Pfarrer von Wolfstein, Herr Dekan Hammer, hindurchdringen mußte; aber siehe da, jetzt hat er die Rosen für seine Bemühungen! — Ja, einen ganzen Rosenhügel findest du, Freund der schönen Natur, wenn du auf der Strecke zwischen Kaiserslautern und Wolfstein, in Kaulbach aussteigst und nur 2—3 Minuten vom Bahnhof aufwärts zu gehen dich bemühest. Mehr als tausend und aber tausend der verschiedenartigsten Rosen, von der einfachsten Centifolie bis zur lieblichen gelben Theerose (dem bekannten Marschall Niel), nicht etwa in steifer Symmetrie neben einander in geraden Linien gepflanzt, sondern so, als ob sie die Natur selbst hingesät hätte, zwischen Waldbäumen und Sträuchern, in Bindungen um die Hügel sich hinziehend, ein wahrer Paradiesesgarten!

Schon diese bloß äußere Pflege eines solchen Rosengartens begründet ein Verdienst in den Augen aller Freunde einer schönen Natur. Aber alle Diejenigen, welche in der Rose ein Sinnbild höherer Dinge, der himmlischen nämlich, erblicken, werden noch dankbarer und höher erfreut diesen Rosenhügel betreten, der sie nach wenig Schritten wie in eine andere Welt versetzt und mit idealen Gedanken erfüllt. Herr Dekan Hammer hatte auch bei seinem Unternehmen in Kaulbach nicht bloß die äußere Pflege der Rosen im Auge, sondern er dachte an die „rosa mystica“, die geheimnißvolle Rose, die jedem Vetter der lauretanischen Litanei wohlbekannt ist, nämlich die Jungfrau, Mutter

und Königin Maria, jene auserwählte Erbdochter, welche Gott der Herr beim Werke der Erlösung zur Braut des heiligen Geistes und zur Mutter seines Sohnes wählte. Zu ihrer Ehre, welche Ehre in höchster Richtung auf den dreifaltigen Gott zurückgeht, ist dort oben auf der Höhe des Hügel eine Kapelle gebaut, mit dem Bilde Maria's und des Jesukindes auf dem Altare, zu der einen Seite den hl. Erzengel Michael, zur anderen den hl. Joseph, den Nährvater Jesu. Dasselbst wird alljährlich am 2. Juli, oder wenn dieser auf einen Samstag fällt, wie dies Jahr, am 4. Juli eine Festfeier gehalten, welche die Verehrer der Mutter Gottes von weit her, aus dem Oberrhein und Lauterthale und der ganzen Umgegend bis Kaiserslautern und weiterhin zusammenführt, um ihrer Sünden sich anzuklagen im hl. Bußgerichte, um Verzeihung und Gnade von Gott zu erlangen und dann getröstet und hocherfreut, nach angehörtem Hochamte mit Predigt und empfangener hl. Communion wieder zurückzuwallen zum heimatlichen Herde.

Wer Zeuge der Andacht und Frömmigkeit, des inneren Glückes und der Seligkeit war, die allen Festbesuchern aus den Blicken strahlte, wer zugleich die sittsame, eingezogene und dabei doch ungezwungene frohe Haltung sah, in welcher sich alle Wallfahrer begegneten und sich verständnißvoll grüßten, wenn sie Bekannte waren, der wird es nur loben können, wenn die Kirche neben dem ordentlichen Gottesdienste des Kirchenjahres auch solche außerordentlichen Gottesdienste zuläßt und pflegt, wenn sie neben den gewöhnlichen Sonn- und Festtagsfreuden der Pfarrkirchen auch die außerordentlichen Andachten der Wallfahrtsfreude dem christlichen Volke gönnt! Sind ja auch schon in den Kirchenrechnungs- und Budgetformularen die Einnahmen und Ausgaben in ordentliche und außerordentliche, in gewöhnliche und außergewöhnliche unterschieden und weiß ja auch die christusfeindliche, liberale Welt sich außerordentliche Festfeiern ihrer Art in Menge zu organisiren.

Lasse man also dem katholischen Volke seine Freude am Gebete, am Gesange und am Lobe Gottes und seiner Heiligen, sei es inner, sei es außer der Kirche, sei es in ordentlichen, sei es in außerordentlichen Festfeiern!

Die Mehrung der Wallfahrten, die Mehrung des

Betens ist kein schlimmes, sondern ein gutes Zeichen der Zeit! —

In dem Maße als die Stätten des Gebetes sich vermehren, vermindern sich die Zuchthäuser, — die Krankenhäuser, — die Irrenhäuser!

Darum sei begrüßt, liebliches Rausbach, lieber Rosenhain! liebliche Marienkapelle! — Ave dulce cor Jesu! Ave Maria! —

Auf Wiedersehen in einem späteren Jahre!

Z.

J. D.

Ein Landesverrathsproceß.

der in Verbindung steht mit dem Vorgehen gegen den französischen Commissär Schnäbele, fand kürzlich vor dem Reichsgericht in Leipzig statt. Die Verhandlungen begannen am 4. d. M.

Die Anklage richtete sich 1. gegen den Handelsagenten Tobias Klein in Straßburg im Elsaß, 2. den Fabrikanten Martin Grebert in Schiltigheim, 3. den Wirth Johann Friedrich Erhart in Straßburg i. E. Die beiden Erstgenannten waren beschuldigt, in den letzten acht Jahren von den Reichslanden aus Festungspläne und zwar in gemeinschaftlicher Ausführung, sowie Nachrichten, von denen sie wußten, daß deren Geheimhaltung der französischen Regierung gegenüber für das Wohl des deutschen Reiches erforderlich war, dieser Regierung mitgetheilt zu haben; der Wirth Erhart aber, dem Angeeschuldigten Klein zu den von diesem begangenen Handlungen, bezüglich nach deren Begehung, um ihm die Vortheile derselben zu sichern oder ihn der Bestrafung zu entziehen, durch Vermittelung der Correspondenz wissentlich Hilfe geleistet zu haben.

Der Angeklagte Klein gestand zu, nach dem deutsch-französischen Krieg an den Straßburger Fortifications-Arbeiten als Maurerpolier gearbeitet und sich von den Fortificationen eingehende Kenntnisse verschafft zu haben. Im Jahre 1881 habe ihm der Grenzcommissär Fleureville den Vorschlag gemacht, für die französische Regierung Kundschafter über militärische Dinge zu werden, besonders über die Pläne der Festungen Straßburg und Metz, und überhaupt über militärisch Neues zu berichten. Klein wurde an Hirschauer in Paris gewiesen und von diesem gegen 200 Mark monatlich engagirt. Nunmehr ist Klein nach Mainz gegangen, hat dort eine Wohnung gemiethet, detaillirte Pläne und Zeichnungen entworfen und dieselben theils an Fleureville, theils an Hirschauer gesandt. Anfang 1885 ist er von Schnäbele eingeladen worden, nach Pont-à-Mousson zu kommen, und hat von diesem den Auftrag erhalten, weiter zu arbeiten, seine Thätigkeit aber auf Straßburg zu concentriren. Die Verbindung Klein's mit Schnäbele hat bis zur Verhaftung gedauert. Klein behauptete, von Straßburg weniger Material geliefert zu haben, als von Mainz. Grebert habe gewußt, daß er französischer Spion sei, und sei ihm beim Zeichnen behilflich gewesen.

Der Angeklagte Grebert behauptete seine Unschuld, Klein's ihn belastende Aussage sei aus Rache erfolgt, da sie in Unfrieden auseinandergegangen seien. Der Angeklagte Erhart hat Geldbriefe von Schnäbele an Klein angenommen, Klein glaubt indeß nicht, daß Erhart Kenntniß von dem Sachverhalt gehabt habe.

Im Fortgange der Beweisaufnahme fielen namentlich drei Briefe des Grenzpolizeicommissarius Schnäbele an den Angeklagten Klein ins Gewicht. In denselben wird letzterer aufgefordert, über militärische Vorbereitungen und Rüstungen in der Festung Straßburg Auskunft zu geben und zwar in ähnlicher Weise, wie er, Schnäbele, sich angeblich durch Arbeiter in den Grenzorten Informationen über die Verhältnisse in Metz verschafft habe. Zeuge Untersuchungsrichter Leoni sagte aus, daß Schnäbele bei seiner Vernehmung über die Briefe zuerst die Auskunft verweigert, dann aber die Authenticität derselben zugegeben habe. In den Briefen bedient sich Schnäbele des

Pseudonyms „Piccard“. Die Angeklagten Grebert und Erhart verblieben bei der Versicherung ihrer Unschuld und wollten durchaus nicht gewußt haben, daß Klein ein im Solde Schnäbele's stehender Spion war.

Nach einem verlesenen Gutachten des preussischen Kriegsministeriums hat Klein besonders wichtige Pläne, Skizzen und andere Mittheilungen ausgeliefert, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des deutschen Reiches unbedingt erforderlich war, da dieselben dem Feinde ein genaues Bild der Schwierigkeiten geben, welche im Falle eines Krieges überwunden werden müssen. Nur durch Verletzung des Dienstgeheimnisses könne Klein sich seine Nachrichten beschafft haben. Die militärischen Sachverständigen traten dem Gutachten in allen Stücken bei und betonten in Betreff Klein's, daß derselbe durch seine Fähigkeiten und Erfahrungen wohl dazu geeignet war, der französischen Regierung ein richtiges Bild zu liefern. Aus der Correspondenz mit Schnäbele gehe zweifellos hervor, daß Klein demselben auf dessen Anfragen viel bestimmtere Antworten ertheilt habe, als er hier zugeben wolle. Die Sachverständigen sind ebenfalls der entschiedenen Meinung, daß eine grobe Verletzung des Dienstgeheimnisses vorliege, weil Mittheilungen in Frage kommen, die selbst nicht allen Officieren bekannt seien. Für den weiteren Theil der Verhandlung, in welchem die speciellere Vernehmung der Sachverständigen erfolgte, wurde auf Antrag des Oberreichsanwalts Tessenborn die Oeffentlichkeit ausgeschlossen.

Nachdem die Beweisaufnahme beendet war, folgte das Plaidoyer der Anklagebehörde. Bei der Begründung der Anklage hob der Reichsanwalt Treplin hervor, daß der Gerichtshof zum ersten Mal in der Lage sei, ein Urtheil über Männer zu fällen, welche im Dienste der französischen Regierung das deutsche Reich verrathen hätten, während es sich bei den früheren Proceßten um Angeklagte gehandelt habe, die aus eigenem Antrieb Kundschafterdienste im Interesse Frankreichs geleistet hätten. Der gegenwärtige Proceß habe insofern eine besondere Bedeutung, als er über das französische Spioniewesen und dessen Organisation in den Reichslanden bestimmten Aufschluß gewähre; französische Beamte seien an die Stelle von Privatagenten getreten und hätten in dem Angeklagten Klein ein passendes Werkzeug gefunden. Der Reichsanwalt beantragte schließlich gegen Klein 9jährige Zuchthausstrafe und Ehrenverlust auf die Dauer von 10 Jahren, gegen Grebert 5jährige Zuchthausstrafe und Ehrenverlust von gleicher Dauer, bezüglich Erhart's aber Freisprechung. Der Vertheidiger Klein's plaidirte für mildernde Umstände, der Vertheidiger Grebert's für Freisprechung, beziehentlich mildernde Umstände.

Oberreichsanwalt Tessenborn bemerkte in seinem Schlußvortrag, es sei nothwendig gewesen, den gegenwärtigen Proceß öffentlich zu verhandeln. Die Oeffentlichkeit habe das Gute, daß Verdächtigungen und Uebertreibungen, zu denen seiner Zeit der Fall Schnäbele Anlaß gegeben habe, entgegengesetzt werden könne. Es sei selten so viel gelogen worden in französischen Blättern, als aus Anlaß dieses Falles. Die Verhandlung habe ergeben, daß die französische Grenzpolizei anstatt sich um diejenigen Aufgaben zu kümmern, die in der Natur ihres Amtes lägen, unablässig bestrebt war, nicht nur den Landesverrath zu begünstigen, sondern selbst zu demselben anzustiften, die Correspondenz zu vermitteln und die Honorare auszusahlen. Der Ausschluß der Oeffentlichkeit würde der französischen Presse sehr angenehm gewesen sein; sie hätte dann einen Verwandten gehabt, zu behaupten, dieser Proceß scheue die Oeffentlichkeit und sei künstlich inscenirt. — Der Angeklagte Erhart, dessen Freisprechung die Anklagebehörde selbst beantragt hatte, ist bereits aus der Haft entlassen worden. Klein wurde zu sechsjährigem, Grebert zu fünfjährigem Zuchthaus verurtheilt.

Dem Andenken Fr. Roenen's. *)

Sind Töne Blumen? Wohl, Du hast gewunden
Den schönsten Kranz mit gottgeweihter Hand,
Das zarteste Geheimniß aufgefunden,
Das Rosengluth mit Lilienstern verband;
Denn Eines sprachst du aus in allen Tönen:
Der Lieb' und Unschuld Macht im Reich des Schönen.

Sind Töne Blumen? Auf dem Sarkophage,
Der unsern Blick dein Staubgewand verhüllt,
Ruht uns'rer Kränze stumme Trauerklage
Von ernstern Weh-Accorden ausgefüllt;
Ach, unser Staubkranz wird dem Grab zum Kranze,
Den du geslochten, löst sich vom Staube.

Sind Töne Blumen? Sieh' der Seraph hebet
Aus deiner todtten Hand den heil'gen Kranz,
Er lächelt siegesfroh, und wieder schwebet
Er aufwärts zu des ew'gen Lichtes Glanz;
Er legt ihn nieder vor dem höchsten Throne,
Zu deinem Zeugniß und zu deinem Lohne.

Sind Töne Blumen? Vor der Gottessonne
Wird jedes Blatt zur Himmelsharmonie,
Wird jede Blume zum Choral der Sonne,
Wird jeder Halm zur Engelmelodie,
Aus jeder Knospe, jedem Blüthentriebe
Sprüht auf die Antiphon der ewigen Liebe.

Sind Töne Blumen? Wohl, du frommer Meister,
Dein heilig Lied kränzt dein verklärtes Haupt;
Nun singe fort im ew'gen Chor der Geister,
Was du so warm geliebt, so treu geglaubt.
Sieh', deine Kunst, geweiht dem Heiligthume,
Erblickt und strahlt als schönste Gottesblume.

Sind Töne Blumen? Was kann dich entrücken?
Die Blüthen deines Sanges duften fort,
Im Weh'n der Andacht Herzen zu entzücken,
Wenn längst auch uns verklungen ihr Accord.
Der Gottesfänger kann' der Erd' entweichen,
Doch seinen Kranz vermag kein Grab zu bleichen.

Düren, 7. Juli 1887.

Ferd. Ludwigs.

Drei Depeschen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

I.

Der Herr Rentner Papper war eben nach Hause zurückgekehrt — es war etwa Nachts 11 $\frac{1}{4}$ Uhr und Winter. Der Herr Rentner konnte sich schon erlauben, erst so spät heimzukommen. Es war vor fünfzehn Jahren, da hatte er in einer damals eben im Entstehen begriffenen Straße einen Viktualienkeller etablirt und in demselben durch die vielen bei den Neubauten beschäftigt gewesenem Arbeiter eine reichliche Einnahme erzielt, so daß er sich schon nach kurzer Zeit mehrere Stücke Landes für künftige Bauplätze billig kaufen konnte. Nach zwei bis drei Jahren hatte er letztere um den dreifachen Kaufpreis wieder losgeschlagen, sich von seinem Gewinn ein stattliches Haus bauen lassen, und so konnte er jetzt im Alter von wenig über 40 Jahren als Rentner ruhig und behaglich leben — und das that er auch. Er lebte nur „für sich“.

Heute Abend also kam er eben vom Wirthshaus heim, erschöpft von Biergenuss und Politik, und wollte eben sich zur Ruhe begeben, da klingelte es noch, und ein paar Minuten später hatte der Herr Rentner Papper ein Telegramm in der Hand, des Inhalts: „Ihr Better H., todtkrank, wird den morgenden Tag kaum überleben, wünscht Sie noch zu sehen; kommen Sie mit dem nächsten Zuge. Dr. G.“ Der Ort, wohin Herr Papper beschieden war, lag etwa 12 Meilen entfernt.

Herr Papper nahm diese Depesche höchst ungnädig auf. „Abscheuliche Erfindung, diese Telegraphie!“ rief er aus. „Stört einen rechtschaffenen Bürger, der dem Staate jährlich dreifig Thaler an Abgaben zahlt, Nachts in seinem sauerverdienten Schlaf! Unsinn alle diese Neuerungen! Sind früher ohne das fertig geworden, könnten jetzt auch ohne das Institut, das den Leuten das Geld aus der Tasche lockt, fortbestehen . . . Und nun solch Verlangen“,

*) Siehe Köln unter Neues aus Kirche und Welt.

fuhr er, nachdem er das Telegramm gelesen, fort, „in dieser rauhen Jahreszeit früh morgens drei Stunden auf dem Dampfwagen zu sitzen, und dann, statt zu einem herzstärkenden Frühstück, an das Sterbebett eines Betters zu treten, der immer klüger als andere Leute hatte sein wollen, der von früh bis spät Erfindungen ausgedacht und dabei nicht einmal ein Stück Brod gefunden hat. Am Ende soll ich noch die Beerdigungskosten tragen, denn Geld ist sicher nicht da, ich glaube, wenn der arme Schlucker einen Friedrichsd'or sähe, er meinte, es wäre eine Spielmarke. Nein, er wird auch ohne mich sterben können. Nichts davon!“

Und er legte sich, immer noch ärgerlich über die ihm zugefügte Unbill, ins Bett. Zu Nacht gebetet hatte er nicht; das hatte Herr Papper sich längst abgewöhnt. Was brauchte er auch zu beten? Er hatte Geld, meinte er, und da fehlte ihm nichts mehr.

II.

Der Herr Buchhalter Klapper visitirte eben noch seinen feinsten Anzug, die neuen Stiefeletten, die Handschuhe, den Pelzmantel, den er sich errungen hatte — er war nicht gerade unbemittelt und hatte sich etwas erheirathet, so daß er weit besser daran war, als mancher seiner Kollegen. Er konnte zufrieden sein, und war es namentlich in diesem Augenblicke — gleichfalls Nachts 11 $\frac{1}{4}$ Uhr. Denn Herr Klapper war ein großer Freund von Gesellschaften, Unterhaltungen, Essen und Trinken, Tanzen und Lustigleben; auf Morgen aber war er zu einem Feste eingeladen, wo es ganz „fidel“ hergehen sollte.

Eben hatte er sich noch im Spiegel mit Wohlbehagen besehen und wollte sich zur Nachtruhe zurückziehen — da kam der Telegraphenbote mit einer Depesche.

Sie war von demselben Sterbenden und lautete fast ganz gleich, wie an den Rentner Papper; auch er wurde gebeten, so bald als möglich sich bei ihm einzufinden, um seiner bisherigen Freundschaft und Liebe willen.

Aber Herr Klapper hatte nicht im Sinn, einem armen entfernten Verwandten, der seiner Lebtage ein Pechvogel gewesen war, sein Vergnügen zu opfern.

„Das fehlte mir noch“, murmelte er, „mich, der ich so wenige frohe Stunden habe, eines so köstlichen Festes zu berauben. Nein, das geht nicht an. Ist sein Ende nahe, so lohnt sich's nicht der Mühe und Kosten, diese Reise obenein in so böser Jahreszeit zu unternehmen. Ja, wenn noch etwas zu erben wäre — aber so!“

Und der zweite Better legte sich ebenfalls zur Ruhe, um seine Einbildungskraft vor dem Schlaf noch mit dem morgigen Feste zu beschäftigen; das Beten hat auch er vergessen.

III.

In einem entfernten Theile der gleichen Stadt schimmerte aus einem Fenster noch Licht in die Mitternacht hinaus. Droben im bescheidenen Stübchen, dessen Wärme sich auf einige wenige Grade zurückgezogen hatte, saß Schreiber Schnaper, eine magere, abgearbeitete Gestalt, am Tisch, auf welchem eine Lampe sparsam brannte. Schnapers Weibchen saß dabei und flickte die Hosen ihres Aeltesten, indeß Vater Schnaper Noten abschrieb, ein Geschäft, das er nebenher zur Erhöhung seines ohnehin kleinen Gehalts betrieb. Schnaper war Schreiber und hatte eine zahlreiche Familie, der es weniger am Appetit, als an nährenden Stoffen mangelte. Zwar wirklich gehungert hatte man noch nicht, aber der Hunger mußte oft, besonders in hängen, strengen Wintertagen durch trockenes Schwarzbrod gestillt werden, obwohl der brave Familienvater tagein tagaus arbeitete und seine Frau grobe wie seine Arbeit selbst verrichtete; aber wo die Familie groß, die Wohnungen klein und dumpfig sind und die Kost dürftig ist, da nehmen die Krankheiten kein Ende, und da gleicht das Familienhaupt jenen Unglücklichen in der alten Sage, welche das Sieb der Danaiden zu füllen hatten.

Jetzt war er fertig; auch seine Frau legte das Nähzeug beiseite und schaute den Mann freundlich an.

„Karl, ich hab noch was auf dem Herzen“, sagte sie.

„Wirft doch niemand umgebracht haben“, lachte er.

„Nein, aber einen neuen Hut —“

„Oha — woher das Geld nehmen?“ rief er.

„Daß mich nur ausreden“, fiel sie ein, „das Geld habe ich mir am Munde abgespart, Pfennig um Pfennig; es soll kein theurer Hut werden; allein der alte ist doch zu meschant; ich muß mich ja Deiner schämen darin; also wollst ich Dich fragen: darfst du den Hut kaufen?“

„Wie schlau! — natürlich, jetzt muß mein Rang und Titel schuld sein, daß Du einen neuen Hut kriegst!“ ruft er lachend, — „o ihr Weiber! — Indessen das Geld gehört ja Dir, und da kannst Du von mir aus nicht bloß einen neuen Hut, sondern auch mir einen und wenn Du willst einen neuen Anzug und uns ein neues Haus kaufen! Du gefällst mir zwar im alten Hut immer noch ganz gut — aber wer weiß, wenn Du den neuen auf Dir sitzen hast, ob Du mir nicht noch besser gefällst“ —

„Schweig, Du mit Deinem losen Mund“ —

Da schlug es halb zwölf.

„Auf, es ist jetzt schon so spät!“ sprach er.

Und schon knieten die beiden Gatten am Tisch; er las mit halblauter Stimme das Nachtgebet und die Litanei von der allerseligsten Jungfrau Maria; dann nahmen die beiden das Weihwasser für sich; sie tauchten den Finger nochmals tief ein und gingen leise hinaus in die anstoßende Kammer, deren Thüre offen stand dem Wohnzimmer zu. Da standen fünf Bettlein, und in jedem lag ein Kind. Süß schlummerten sie alle; der helle Mond schien gerade herein auf die gesunden, prächtigen Kinderköpfchen.

Von Bett zu Bett gingen die Gatten; mit leisem Flüßtern besprengten sie jedes mit dem heiligen Weihwasser.

„Ach, wie wird's den Kindern einmal gehen, wenn sie groß sind?“ flüsterte die Mutter, „was wird aus ihnen werden?“

„Aus dem Hermann ein Geistlicher, aus dem Joseph ein Oberamtsrichter, aus dem dicken Franz ein Bäcker, aus der blonden Anna . . .“

„Um's Himmels willen, Mann, es ist $\frac{3}{4}$ auf 12 Uhr, und Du hast mich heute schon gesoppt genug“ —

Kling kling kling!

„Wer ist drunten?“ rief Schnaper hinab in den Hof durch das Fenster.

„Ein Telegramm!“ rief's herauf.

„Sei ruhig, Frau“, sagte Schnaper, „es ist gewiß nichts besonderes.“ Dann rief er hinaus: „Ich komme hinunter und hole es!“

Drunten angekommen, bedauerte er zuerst den Telegraphenboten, der noch so spät diesen Weg machen mußte; einen Nidel schenkte er ihm auch, damit er seinen guten Willen sehe. Dann aber machte er das Telegramm auf. Es war von demselben Sterbenden, welcher auch an Herrn Rentner Payer und Herrn Buchhalter Klaper hatte telegraphieren lassen. Dann ging er, etwas beruhigt, in die Stube hinauf.

Dort las er's nochmals und — die Augen gingen ihm über, als er zu seiner Frau sagte: „Der arme Vetter, mitten aus seinem Streben wird er herausgerissen, ohne auch nur eine Frucht desselben gepflückt zu haben. Er ist kein gewöhnlicher Mensch, nein, er hat große und geschickte Gedanken, nur, glaube ich, fehlte die Ruhe der Ausübung derselben, und das hat seinen Grund in stetem Kummer und Sorgen. Sein Herz ist groß; alle Menschen, auch seine Feinde finden darin Raum. Und nun wird er arm, elend, verlassen, vielleicht ohne auch nur eine liebende Hand, die ihm die Augen zudrückt, sterben.“

Schnapers Frau sagte sofort: „Du mußt der Bitte nachkommen, Lieber, und reisen.“

„Wie gern erfüllte ich sie; aber die Reise, so kurz sie ist, kostet doch einige Thaler, und —“

„— wir werden uns einige Tage lang noch mehr einrichten und Du nimmst meine Thaler, die ich erspart habe“, erwiderte die gute Frau im Tone der Entschiedenheit — und ich warte mit dem neuen Hute; wenn ich Dir im alten auch noch gefalle, so thut er's auch noch ein paar Wochen. Denke Dir doch nur das Herzeleid, auf dem Sterbebette mit dem Tode ringend zu liegen, ohne ein befreundetes Antlitz um sich zu sehen!

„Bestes Weibchen — hast doch ein gutes Herz!“ erwiderte er, „und so will ich doch mit dem ersten Zuge um sieben Uhr abfahren. Der liebe Gott gibt's uns vielleicht wieder und wenn — dann sollst Du den schönsten Hut kriegen!“

Den nächsten Morgen um fünf ein halb Uhr stand die Mutter schon am Herde, auf dem eine freundliche Flamme knisterte, denn um sieben Uhr ging der erste Zug ab, und der Weg nach dem Bahnhof war ziemlich weit. Gegen 10 Uhr trat Schnaper über die Schwelle seines kranken Vetter's, an dessen Bett im ärmlichen Zimmer eine ältliche Frau, seine Aufwärterin saß.

Welch ein hoher Frieden lag auf dem bleichen, hagern Antlitz des Kranken mit den tiefliegenden Augen! und wie strahlte dies eben noch glanzlose Auge, als es den Eintretenden gewahr wurde. Diesem die hagere Hand bareichend, lächelte der Sterbende: „Haben Sie Dank; ich wußte es wohl, daß Sie, Leidensgefährte, kommen, und daß die beiden andern, die den Leidenskelch nie gekostet, meiner Bitte nicht willfahren würden.“

Nach diesen mit großen Anstrengungen gelispelten Worten bat der Kranke seine Wärterin, ihm einen erquickenden Trank zu bereiten; in Wirklichkeit aber wollte er sie für einige Zeit aus dem Zimmer entfernen und war zu zartfühlend, um ihr dies unumwunden zu sagen.

Nachdem sie sich entfernt hatte, fuhr jener fort: „Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben und noch ein wichtiges Geschäft zu erledigen, nämlich ein Testament zu machen. Der Notar ist bereits bestellt.“

Die Verwunderung Schnapers bei diesen Worten war groß.

„Ja, mein Testament“, fuhr der Sterbende fort. „Noch vor wenigen Tagen war ich ein armer Mann, ein überspannter Kopf, — aber der Himmel hat mir das Bewußtsein gewährt, nicht vergebens gekämpft, geduldet, geduldet, Spott und Hohn auf mein Haupt geladen zu haben.“

Sein Vetter fühlte sich bei diesen Worten nicht wenig beängstigt, denn er fürchtete, es sei bei dem Kranken ein Fieber-Paroxysmus eingetreten; er faßte den Puls desselben, aber derselbe schlug ruhig, wenn auch matt.

„Ja“, fuhr der Sterbende fort, „ich habe endlich einen Erfolg, wenn auch zu spät für mich, doch nicht für andere brave Menschen. Unter vielen anderen Projekten faßte ich auch das, die durch die hohen Schornsteine an Dampfmaschinen in Fabriken entweichende Hitze, welche auf eine unverantwortliche Weise vergeudet, d. h. in die Luft vertheilt wird, wieder einzufangen und nutzbar zu machen. Die Verwirklichung dieser Idee ist mir gelungen; die Erfindung ist in nationalökonomischer Beziehung ein wahres Kalifornien. Diesmal ging ich an die rechte Schmiede, nämlich nach London, wo es eine große Aktiengesellschaft gibt, welche die ihr im Entwurf vorgelegte technische Erfindung prüft, ankauft und zur Ausführung bringt.“

„Meine Idee ist durchaus zweckentsprechend befunden worden. Man hat mir die Benutzung derselben für die Summe von 2500 Pfund Sterling (nach unserem Gelde 16,600 Thaler) abgekauft, und ich bin wenigstens auf dem Sterbebette kein Bettler mehr. Dank dem lieben Gott für diesen Tropfen Thau's auf die brennenden Lippen!“

„Mein Lebenslicht ist dem Erlöschen nahe“, fuhr der Kranke fort, „und ich muß mich beeilen.“

In diesem Augenblicke wurde der Notar angemeldet.

„Er möge eintreten“, flüpfte der Sterbende.

Der Rechtsgelehrte erschien.

„Ich hatte“, fuhr jener abgebrochen fort, „mir vorgenommen, diejenigen — zu meinen — Erben — einzusetzen, — welche mein — Sterbelager — umstehen würden. — Es bleibt dabei. — Sie, — der Sie — so uneigen — nützig Weise — zu einem — armen Sterbenden — eilten, verdienen das — mit meinem — Herzblut — gefäete Geld. Schreiben Sie, — Herr Notar. Sechzehntausend — Thaler meinem Vetter, — dem Schreiber Schnaper.“

Der Betroffene drohte in Ohnmacht zu fallen, so ergriffen war er von der auf ihn so plötzlich einströmenden Wandlung seiner Existenz. Ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen.

Noch im Laufe des Tages hauchte der unermüdete Kämpfer, der vielfach Enttäuschte, seinen Geist aus; der Priester, der ihn noch versehen hatte, blieb bei ihm bis zum Ende. Ein sanftes Lächeln der Befriedigung lag noch im Tode auf seinen Zügen.

Als die beiden andern Vettern Kunde von dem Vermächtnisse des Verstorbenen erhielten, geriethen sie außer sich. „Hätte ich das gewußt“, sagte jeder der beiden, „so hätte ich die kleine Reise nicht gescheut. Das soll mir zur Lehre dienen, wenn ich wieder einmal ein Nachtelegramm bekomme.“ So viel ich indessen weiß, ist die Nachtruhe der beiden Herren nicht wieder gestört worden.

Dagegen hat Schnapers Frau einen schönen neuen Hut bekommen, sein Aeltester ist Pfarrer, sein Zweiter Richter geworden — und so fort; kurzum in seiner Kinder Glück hat sich das seinige verzehnfacht. Das Beten aber ist und bleibt in allen Gliedern der Familie der Mittelpunkt des häuslichen Lebens und mit Recht, denn vom Gebet aus quillt auch das rechte gesegnete und glückliche Leben. (Stuttg. Kath. Sonntagsbl.)

Neues aus Kirche und Welt.

* **München.** Es wurde schon vor einiger Zeit in katholischen Blättern mitgeteilt, daß der „Fall Lebender“ damit erledigt worden sei, daß die Beschwerde des Speyerer Ordinariates gegen die Zulassung des durch seine kirchenfeindliche Stellung bekannten Lehrers Lebender an einer Schule in Ludwigshafen vom Kultusministerium abschlägig beschieden worden. In der Nummer der „A. Abdtg.“ vom 7. d. wird dieser Abschluß mit der Bemerkung mitgeteilt, daß „diese principieller Entscheidung für die bayerische Lehrerschaft von großer Bedeutung ist und mit allseitiger Befriedigung angenommen wird.“ Die „A. Abdtg.“ bleibt mit dieser Bemerkung ihrer Stellung als Förderin des confessionslosen Geistes nur treu, was aber nicht hindert, daß viele Katholiken, die noch auf gläubigem Standpunkte stehen, der althergebrachten Gewohnheit gemäß, dieses Giftblatt mit ihrem Gelde unterstützen und sich so zu Theilnehmern fremder Sünde machen. Die allseitige Befriedigung aber, von der die „Abdtg.“ fabelt, ist jedenfalls eine starke Hyperbel. Ja, befriedigt mögen in und außer der Lehrerschaft all' die Neuheiden, Freimaurer und Religionsgleichgültigen sein; nicht befriedigt aber sind Alle, welchen die Erhaltung der confessionellen Religion am Herzen liegt, und dazu gehören vor Allem die christlichen Eltern, welche ihre Kinder in die Volksschule schicken müssen und sie dort vor Gefahren für den Glauben gesichert sehen möchten. Wir glauben, zu wissen, daß der jugendliche Freigeist persönlich und mündlich eine sehr deutliche „Section“ über sein Verhalten bekommen hat; aber sie wird ihn höchstens etwas vorsichtiger gemacht haben. „Prinzipiell“ ist die Ablehnung der bischöflichen Beschwerde eine flammende Beleuchtung zu dem, was man „stillen Kulturkampf“ nennen kann. Es wird die Aufgabe der Nuntiatur und des bayerischen Episcopates sein, derartige Dinge dem

hl. Vater zu berichten und damit die nöthige Correctur jener diplomatischen Berichte vorzunehmen, auf welche sich die „vollkommene Befriedigung“ aufgebaut hat. Was helfen sonstige glatte Beziehungen und conflictfreie Geschäfts-Erledigung zwischen weltlicher und geistlicher Hierarchie, wenn die Jugend in den öffentlichen Schulen den größten Gefahren für den hl. Glauben ausgesetzt ist, und herangewachsen, demgemäß mit Kirche und Glaube vollends bricht! Mögen das Alle beherzigen, welche der Herr zu Wächtern Zions bestellt hat!

(Augsb. Postztg.)

* **Zur General-Versammlung des Cäcilien-Vereins** für alle Länder deutscher Zunge, welche am 22., 23. und 24. August in Constanz abgehalten wird, hat, laut der „Musica Sacra“ von Dr. Witt, 1. die Appenzeller Bahn zehntägige Gültigkeitsdauer der Retour-Billete für die Besucher der General-Versammlung bewilligt; 2. ebenso die Großh. oberhessische Bahn vom 20. bis 29. August; 3. die königlich preussischen Bahnen geben von Köln bis Constanz Retour-Billete mit zehntägiger Gültigkeitsdauer und, wenn 30 Personen zusammen reisen, eine Ermäßigung bis zu 50 pCt. des tarifmäßigen Preises; 4. die Hessische Ludwigsbahn verweist auf die „combinirbare Rundreise-Billete“ hin, welche neben erheblicher Fahrpreis-Ermäßigung eine 55—60tägige Gültigkeitsdauer besitzen; 5. die bayerischen Bahnen lassen die Retour-Billete vom 20. bis 29. August gelten; 6. die badischen und württembergischen Bahnen gewähren keine Vergünstigung.

* **Baden-Baden.** Der altkatholische Pfarrer Watterich hier ist nach Amerika ausgewandert. Seine Frau hat er dagelassen.

* **Mainz.** Die diesjährige Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland soll, dem Vernehmen nach, im October hier abgehalten haben.

* **Köln.** Am 6. Juli starb dahier im Alter von 58 Jahren und im 33. Jahre seines Priesterstandes der hochw. Herr Friedrich Roenen, Ehrenkanonikus von Balestrina, Domkapellmeister und Professor am Erzbischöflichen Priesterseminare zu Köln, Präses des Diöcesan-Cäcilien-Vereins, Vice-Präses des „Cäcilienvereins für alle Länder deutscher Zunge“, und Componist vieler kirchenmusikalischer Werke. Die „Köln. Volksztg.“ brachte einen herrlichen Nekrolog über den Verlebten, sowie den oben abgedruckten vollendet schönen dichterischen Nachruf.

* **Nachahmenswerth.** Am 1. ds. wurde in Breslau durch Herrn Canonicus Dr. Franz das St. Agnes-Hospiz für katholische Arbeiterinnen eröffnet. Dasselbe wird geleitet von den Grauen Schwestern und befindet sich in der Klosterstraße. Die Schlaffäle sind allen Ansprüchen der Hygiene gemäß hell und lustig, alle übrigen Räume durchaus zweckmäßig. Eine Bade-Einrichtung ermöglicht den Mädchen gründliche Reinigung des Körpers. Der herrliche Garten hinter dem Hospiz ladet von selbst zur Erholung nach des Tages Mühe und Last ein. In dem großen Kochraum befindet sich u. a. ein Lehrschen, an welchem den Mädchen die Zubereitung einer gesunden Hausmannskost für den Tisch der Arbeiterfamilie gelehrt wird. Es ist ja auch ein Mißstand, welcher die Eintracht und das Glück mancher Arbeiterfamilie untergräbt, daß die Mädchen keine Gelegenheit zur Erlernung des Kochens haben und erst nach ihrer Verheirathung das Versäumte nachholen. Zu dem Hospiz gehört auch der geräumige Versammlungs-saal des katholischen Arbeiterinnen-Vereins, in welchem nunmehr die Malerarbeiten vollendet sind und der sich den schönsten Sälen Breslaus an die Seite stellen kann. Am betreffenden Eröffnungstage des Hospizes sind die ersten 14 Arbeiterinnen in dasselbe eingezogen. Gegen Zahlung einer sehr niedrig bemessenen Pension erhalten sie nicht bloß eine bequeme Schlafstelle, sondern auch vollständige Beköstigung (Frühstück, Mittagbrod, Vesper- und Abendbrod). Auch für die übrigen Mitglieder des Arbeiterinnenvereins wird ein billiger und gesunder Mittag-

tisch eingerichtet werden. Zugleich haben dieselben in der Mittagspause, soweit sie nach Lage ihrer Arbeitsgelegenheit davon Gebrauch machen können, eine angenehme Zufluchtsstätte. Herr Canonicus Dr. Franz, den wir zu seinem segensreichen socialen Wirken herzlich beglückwünschen, hat sich durch die Errichtung des St. Agnes-Hospizes nicht bloß den Dank des Arbeiterstandes erworben, dessen Töchter hierdurch so reiche Fürsorge finden, sondern auch den Dank aller derjenigen, welche an der Lösung der Arbeiterfrage im christlichen Sinne wirken. Dr. Franz hat auch den katholischen Arbeiterverein, den Verein jugendlicher Arbeiter und den katholischen Arbeiterinnenverein gegründet und sich um die sociale Lage des Arbeiterstandes große Verdienste erworben.

* Ueber die **Nachtheile des socialen Lebens in Berlin** entnehmen wir einem Feuilleton der Wiener „Deutschen Wochenschrift“, worin Paul Vindenberg den Haushalt einer Weltstadt mit Zugrundelegung des statistischen Materials 1885 schildert, folgende Angaben. In den beiden in Berlin bestehenden Äylen (dem städtischen und dem privaten) fanden Aufnahme: in dem erstern 87,000, in dem letztern 125,300 Personen; über 200,000 Menschen hatten also in dem einem Jahre in dem großen, glänzenden Berlin keinen Ort, wo sie sich zur Ruhe niederlegen konnten. Zu den interessantesten, aber auch zu den furchtbarsten Capiteln der Berliner Statistik gehört dasjenige, welches sich mit der Polizei, der Rechtspflege und den Gefängnissen beschäftigt. Das Personal der Verwaltung der Polizei besteht aus 400 Beamten, zu denen sich 160 Polizei-Officiere und Criminal-Commissäre, sowie 3400 Wachmeister und Schutzleute gesellen. Vom Criminal-Commissariat wurden im Laufe eines Jahres über 58,000 neue Sachen bearbeitet, sie bestanden in 4100 Anzeigen über verhaftete Personen, 51,320 Anzeigen über vorgekommene Verbrechen und Vergehen u. s. w., 1813 Anzeigen über falsches Geld u. s. w. Von den Verhafteten wurden 2300 wegen Diebstahls, 30 wegen Raubes, 125 wegen Körperverletzung, 16 wegen Mordes und Mordversuchs, 137 wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit, 300 wegen Widerstandes gegen Beamte u. s. w. festgenommen, Anzeigen über vorgetommene Verbrechen und Vergehen gelangten 24,366 an das Criminal-Commissariat, darunter über 10,000 wegen Diebstahls, 72 wegen Raubes, 2770 Unglücksfälle, 350 Selbstmorde, 560 vermiste Personen, 270 wegen Mißhandlung. Das Verbrecher-Album ist in dem einen Jahre um 363 Photographieen vermehrt worden; es enthält jetzt zusammen 3825, darunter 36 Abbildungen von Mördern und 1045 von Einbrechern. In das Polizeigewahrsam kamen 26,435 Menschen, von welchen 9054 wegen Bettelns, 8300 Frauen und Mädchen wegen Unsitlichkeit, 5185 wegen Obdachlosigkeit, 1826 wegen Straßenunfugs festgenommen waren. Von Seiten des Gerichtes wurden verurtheilt in einem Jahre 12,374 Personen; nimmt man die hier in Betracht kommende Civilbevölkerung Berlins über 14 Jahren an, so kommt auf 68 Einwohner schon ein Verurtheilter.

* In der Pfarrkirche zu **Tilburg** in Holland soll zum Andenken an den Aufenthalt des hochw. Herrn Bischofs Johann Bernard von Münster ein Gedenkstein errichtet werden.

* **Schweiz.** Die kleine, 5500 Einwohner zählende Stadt Zug, Hauptort des gleichnamigen Schweizer-Cantons, an dem Zuger See gelegen, ist von einem furchterlichen Unglück betroffen worden. Am Nachmittage des 5. Juli gingen die fleißigen Einwohner Zug's in gewohnter Weise den Tagesgeschäften nach. Der blaue See wurde nur leicht vom Winde bewegt, und Niemand dachte an ein Unglück, als kurz vor 4 Uhr plötzlich eine große Strecke Land in den See versank und mit demselben drei Wohnhäuser in den Fluthen verschwanden. Im Augenblick wurde die Feuerwehr aufgeboden, um zu retten, was noch zu retten sei. Eine Untersuchung der der Unglücksstätte benachbarten Gebäude ergab, daß auch diesen Gefahr

drohe. Sofort forderte die Polizei die Bewohner auf, die Häuser zu räumen. Die Feuerwehr machte sich daran, die Mobilien aus den verlassenen Häusern zu retten. Nach zweistündiger Arbeit waren dieselben geborgen. 30 Wagen verbrachten dieselben an sichern Ort. Sei es nun, daß dieser Wagenzug den Erdboden erschütterte, sei es, daß sich von selbst der Boden wieder gelockert hatte — kaum hatten die 30 Wagen den Platz vor den bedrohten Häusern verlassen, so erfolgte ein neuer, bedeutend größerer Absturz als der erste in den See. Eine ganze Straßenseite (etwa 25 Häuser) versank in den Wellen. Die andere Straßenseite blieb noch stehen; aber auch hier waren die sämtlichen Häuser so demolirt, daß dieselben, wenn sie nicht noch nachträglich in die Fluthen sinken, abgetragen werden müssen. Da hierauf während einigen Stunden kein Nachsturz erfolgte, kehrte bei der ängstlich geflohenen Bevölkerung die Ruhe langsam zurück, und schon glaubte man, die Prüfung sei vorbei, als um 11 Uhr das Erdreich sich abermals in Bewegung setzte. Wieder verschwand ein großer Landkomplex und mit demselben drei Gebäude, darunter das Hotel Züricherhof, in den Fluthen. 38 Gebäulichkeiten, von welchen 26 Wohnhäuser, waren im Verlaufe weniger Stunden auf den Boden des Zuger See's gesunken. Die Opfer an Menschenleben, welche bei der Katastrophe zu Grunde gingen, belaufen sich, so weit bis zum 6. Juli Abends festgestellt werden konnte, auf 11 (8 Erwachsene und 3 Kinder). Man fürchtet, daß noch mehr Menschen auf dem Grunde des See's liegen, da, als der erste Absturz (um 4 Uhr) erfolgte, die eingesunkene Straße sehr stark begangen war und keine Personen sich retten konnten, indem die Katastrophe ganz unerwartet, ohne irgend welches Vorzeichen eintrat. Auf der Unglücksstätte selbst ist nicht viel zu sehen. Die versunkenen Häuser, die ertrunkenen Menschen bedeckt der See, und nichts läßt den Fremden ahnen, welsch' schreckliches Unglück hier geschehen, wären nicht die Gruppen verzweifelter, weinender Menschen, die dort um verlorenes Hab und Gut, um die lieben Verwandten und Bekannten, denen das Wasser ein frühzeitiges Grab bereitete, trauern, ein Mahnzeichen dafür, daß Gottes Hand hier gewaltige Wunden geschlagen hat. — Circa 700 Personen sind in Folge der Katastrophe obdachlos geworden, und fast alle sind bedeutend geschädigt.

* **Der Altkatholicismus in der Schweiz** liegt am Sterben. Sein Tod ist übrigens, wie dem „Temps“ von Genf geschrieben wird, ein sehr sanfter, schmerzloser und ohne Zuckungen; es ist das Ende eines zum Tode Verurtheilten, der, abgesehen von einer kurzen Zeit, nie ein Lebenszeichen von sich gab, und selbst da waren seine Bewegungen noch künstlich gemachte. Eine Zeit lang, um 1873, hätte man wirklich glauben können, daß Genf der Schauplatz einer zweiten Reformation sein würde; daß die religiöse Bewegung, welche dort pulsrte, sich in die übrige Schweiz und dann weiter verbreiten würde. In dieser Stadt versammelte der Ex-Pater Hyacinthe, das Haupt der Bewegung, in manchen seiner Predigten über 30,000 Zuhörer. Die Regierung unterstützte natürlich seine Bestrebungen; von den kathol. Priestern wurde ein besonderer Eid verlangt, und wenn diese sich weigerten ihn zu leisten, wurden sie von ihren Kirchen vertrieben und letztere dem neuen Gottesdienst überwiesen. Nachdem der Altkatholicismus so Kirchen erhalten hatte, bildete man ihm einen Klerus aus den von der rechthgläubigen Kirche abgefallenen Priestern; er bekam einen Bischof, Herzog, den er noch jetzt hat, und sogar eine theologische Facultät, die aus den Zuschüssen mehrerer Cantone in Bern gegründet wurde. Sie besteht dort noch, d. h. wenigstens in so fern als sie noch Professoren hat — aber Studenten hat sie nicht mehr. Freilich waren die Lebensbedingungen des Alt- oder liberalen Katholicismus von Anfang an kläglich. Er setzte sich, Genf und seine Vorstädte ausgenommen, fast nur aus Freidenkern oder Gleichgültigen zusammen, welche sich ihm mehr aus Haß gegen den römischen Katholicismus als aus religiösem

Bedürfnis anschließen. Auf dem Lande widersekte sich die Bevölkerung der Einführung des neuen Gottesdienstes so sehr, daß man Gendarmen heranziehen mußte. Die Anhänger der neuen Lehre ließen bald in ihrem Eifer nach. Auch viele von denen, die es auf sich genommen hatten, die Bewegung aufrecht zu erhalten, ließen dieselbe im Stiche. Die Mitglieder des Kirchen-Vorstandes einer alt-katholischen Gemeinde ließen sich anstandslos von Zeit zu Zeit wohl bei dem neuen Gottesdienst sehen; aber wegen einer Taufe, einer Heirath oder wegen eines Begräbnisses gingen sie zum rechtgläubigen Priester, der mit ihrer Hilfe aus der Kirche vertrieben und gezwungen worden war, seine Messe in einer Scheune zu lesen. Viele ließen auch ihre Kinder in der Religion von protestantischen und nicht von altkatholischen Pastoren unterrichten. Uebrigens waren diejenigen, welche Hyacinthe-Lyonson und seine Bestrebungen begünstigten, zum größten Theil Protestanten, welche hofften, ihn noch zum Protestantismus überzutreten zu sehen. Als eine offene Erklärung seinerseits jede derartige Hoffnung zerstörte, ließen auch sie ihn im Stich, und Hyacinthe-Lyonson verließ entnuthigt Genf, indem er erklärte, „daß der liberale Katholicismus weder liberal noch katholisch sei.“ Nach seiner Abreise ging es mit der Bewegung reißend schnell bergab. Ein Pfarrer einer Landgemeinde nahm seinen Aufenthalt eine Zeit lang in Genf, weil er in seiner Gemeinde nicht wohnen konnte. Da er Sonntags Messe lesen mußte, die Pfarrkinder ihm aber ganz und gar fehlten, bezahlte er für einige seiner Freunde die Eisenbahnbillete und nahm sie mit sich auf sein Dorf, wo er vor ihnen Messe las. Selbst in der Diebstahlskirche in Genf kommt es nicht selten vor, daß die Messe vor sieben oder acht Deuten gelesen wird, die zum größten Theil mit dem Pfarrer oder seiner Frau verwandt sind. Die Ceremonien, die Synoden, die Reisen des Bischofs Herzogs vollziehen sich ohne das geringste Aufsehen. Deshalb danken auch so viele Priester ab, sobald es ihnen gelingt, eine gleichwerthige Stellung zu finden, oder sich mit der römisch-katholischen Kirche zu versöhnen. Kürzlich boten zwei von ihnen, die auch keine Gläubigen mehr hatten, ihre Entlassung an gegen die bescheidene Entschädigung, ihnen noch für die nächsten beiden Jahre ihr Gehalt weiter zu bezahlen. Die sich hieraus ergebende Lage ist natürlich für die Regierung äußerst unerquicklich. Jedermann will Ruhe und Frieden; aber es sind noch Gesetze da, Unglücks Gesetze, die von 1873, welche für Genf daselbe sind, was die Maigesetze für Preußen waren. Diese Ansicht ist so allgemein verbreitet, daß der große Rath sich aus der Geschichte herauszuziehen suchte, indem er 1880 die Trennung von Staat und Kirche beschloß. Diese wurde jedoch durch Volksabstimmung mit ungeheurer Mehrheit verworfen, und gegenwärtig ist der Staatsrath, da er der Forderung der Katholiken, die Gesetze ganz aufzuheben, nicht nachkommen will, auf den Verwaltungsweg beschränkt. Kürzlich hat nun der Gemeinderath von Confignon, einer der Gemeinden, deren Kirche geschlossen worden war, ohne daß eine altkatholische Gemeinde da war, verlangt, daß man ihm die Wiederbenutzung der Kirche erlaube. Die Regierung hat dem Gesuch entsprochen. Dieser Entschaid wird lebhaft erörtert. Er ist ein bemerkenswerthes Anzeichen der Abrüstung.

* **Ville (Frankreich).** Der eucharistische Congreß wird in diesem Jahre wegen der Vorbereitungen auf das Papst-Jubiläum ausfallen.

* **Palästina.** Dem Palästinavereine, der vor zwei Jahren gegründet wurde und in Aachen seinen Sitz hat, ist es gelungen, behufs Anlegung einer Colonie im hl. Lande am See Genesareth ein Grundstück zu erwerben, vorbehaltlich der noch ausstehenden aber mit Sicherheit zu erwartenden Genehmigung der türkischen Regierung. Das Grundstück liegt am Nordende des Sees an der Stelle, wo die Apokel ihre Schiffe für den Fischfang zu besteigen pflegten. Dicht vor dieser Stelle ereignete sich der wunderbare Fischfang. Hier hielt der göttliche Heiland vom

Schifflein aus seine Belehrungen an das am Ufer versammelte Volk. Die Größe des Grundstücks beträgt nahezu 100 preussische Morgen. Ob in der Nähe weitere Erwerbungen gemacht werden können, hängt von mancherlei Umständen ab, insbesondere von der Bereitstellung reichlicher Geldmittel.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Die Pfarrei Mutterstadt wurde dem Pfarrer Franz Haffner in Fischbach verliehen. — In Kirrweiler starb der emeritirte Pfarrer Bernhard Aleiter.

Gebetsverhörungen. Dank dem heiligsten Jesu, der allerheiligsten Jungfrau, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius v. Padua für Erhörung in einer wichtigen Angelegenheit.

Fr. W. S. S. in Utweiler.

— In einem Anliegen nahm ich meine Zuflucht zur Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph und hl. Antonius und wurde erhört. Dafür öffentlichen Dank.

Politische Rundschau.

* **Speyer, 11. Juli.**

Bayern. Seine Königl. Hoheit der Prinzregent hat dem Vorstande der pfälzischen Kampfgenossenschaft auf seine Anfrage mittheilen lassen, daß er für das nächste Jahr der Pfalz einen Besuch zugebacht habe. „Was braucht m'r do lang' mit der Stang' im Newel 'rumzefahre, denkt der Pälzer, m'r geht glei vor die recht Schmid.“ Der Prinzregent kennt seine Pfälzer und hat den Neugierigen obige Antwort im freundlichsten Tone zukommen lassen. — Wie man dem „Münchener Fremdenblatt“ meldet, wird der neue päpstliche Nuntius, Erzbischof Ruffo Scilla in den nächsten Tagen in München eintreffen und Instructionen über das Konkordat und die Schulfrage mitbringen. — Die „vollkommene Befriedigung“, welche der hl. Vater über die kirchlichen Zustände in Bayern ausgesprochen haben soll, ist nicht etwa, wie man annahm, in einem päpstlichen Aktenstück, sondern in einer Note des bayerischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle niedergelegt; dadurch bekommt die Sache ein anderes Gesicht. — Die Wahlmänner in Würzburg I, wo bekanntlich 45 Centrumsmänner ebenso vielen Liberalen gegenüberstehen, haben wieder abgestimmt, ohne ein Resultat zu erzielen. Es ist nun bestimmt worden, daß jede Woche ein Wahlgang stattzufinden habe, bis einer der beiden Candidaten die Mehrheit erlangt.

Der **deutsche Kaiser** weilte einige Tage zum Gurgebrauch in Gms und wird nächstens nach Gastein (Oesterreich) gehen. Auf der Reise dahin wird er eine Zusammenkunft mit dem Prinzregenten von Bayern haben.

Man darf begierig sein, was der **Hochverraths-Broch** in Leipzig, über den wir oben berichtet, bei der französischen Regierung für Folgen haben wird. Dieselbe wird sich wohl entschuldigen, allein es wird ihr schwer fallen ihre Mitschuld an dem Treiben der verurtheilten Landesverräter in Abrede zu stellen. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sind ohnehin in letzter Zeit wieder sehr kühl geworden, insbesondere deßwegen, weil die Franzosen mit dem Plane umgehen, die in Frankreich sich aufhaltenden Deutschen entweder zum Militärdienste heranzuziehen, oder dieselben mit einer Wehrsteuer zu belegen. Bereits wird von Deutschland aus gedroht, daß man in derselben Weise auch gegen die in Deutschland wohnenden Franzosen vorgehen werde. Das wäre nicht mehr als billig, obgleich damit ein völliger Ausgleich nicht hergestellt würde. Denn die in Frankreich wohnenden Deutschen sind viel zahlreicher als die Franzosen in Deutschland. Uebrigens wäre es eine kleinliche Maßregel, wenn es sich bestätigt, daß in Elsaß einige Bursche verhaftet wurden, weil sie sangen: „Ich bin kein Preuße, will kein Preuße sein“, denn das ist doch wahrlich noch nicht verboten, kein Preuße sein zu wollen. Da müßte man die Hälfte der Deutschen einstecken.

In dem französischen Sprachgebiete von **Elsaß-Lothringen** wurden bisher gerichtliche Verhandlungen und Urtheile in französischer Sprache abgefaßt; ebenso war

es den Notären und Gerichtsvollziehern gestattet, für ihre Verhandlungen und Beurkundungen sich der französischen Sprache zu bedienen. Letzteres soll nun geändert werden. Vom 1. Januar 1888 ab müssen die Gerichtsvollzieher, und vom 1. Januar 1889 ab die Notäre bei ihren Verhandlungen und Beurkundungen die deutsche Sprache gebrauchen. Diese Aenderung scheint uns verfrüht zu sein; sie wird zumal bei der gegenwärtigen gereizten Stimmung im Reichslande Del in's Feuer gießen.

Frankreich. Der ehemalige Kriegsminister Boulanger ist zum Corpscommandanten in Clermond-Ferrand ernannt worden. Seine radikalen Anhänger sind wüthend, daß auf diese Weise ihr Liebling aus Paris entfernt wird. Daß Boulanger ein Großkrischer und Großschwindler ist, stellt sich immer mehr heraus. Man ist eben daran, ihm nachzuweisen, daß während seiner Verwaltung das Heerwesen in Frankreich trotz seiner Großthuerie eher rückwärts als vorwärts gebracht hat.

In **Belgien** will der König das militärische Stellvertretungswesen abgeschafft und die persönliche Dienstpflicht eingeführt haben. Die Mehrheit der katholischen Abgeordneten hat aber keine Lust dazu. Man fürchtet, aus der persönlichen Dienstpflicht (bei welcher jeder Ausgehobene dienen muß), könnte die Zwangsdienstpflicht (bei welcher Alle dienen müssen) folgen. Der König hat sich deswegen nach dem Vorbilde Deutschlands in der Septennatsfrage an den Papst gewendet, daß er die kathol. Abgeordneten bestimme, sie möchten ihren Widerstand gegen den Gesetzesentwurf aufgeben. Der hl. Vater aber hat sich nicht darauf eingelassen.

Bulgarien. Die Nationalversammlung hat den Prinzen Ferdinand von Koburg einstimmig zum Fürsten gewählt. Der Prinz hat bereits erklärt, die Wahl anzunehmen, wenn der Sultan sie bestätigt und die Großmächte sie anerkennen. Rußland wird schwerlich mit einverstanden sein, trotzdem der Prinz in Petersburg gut angefahren ist. Denn in Rußland will man kein geordnetes Bulgarien, um im Trüben fischen zu können. Prinz Ferdinand ist 26 Jahre alt, österreichischer Oberleutnant und der zweite Sohn des verstorbenen österreichischen Generals des Prinzen August von Koburg, der mit einer Tochter des französischen Königs Louis Philipp vermählt war. Der neue Fürst ist katholisch und erfreut sich hoher Verbindungen und ausgedehnten verwandtschaftlichen Beziehungen. Wenn's Jemand nöthig hat, daß man ihm Glück wünscht, so ist's der neue Fürst von Bulgarien.

In der **St. Anna-Kapelle zu Burrweiler** wird das **Annafest** am **Dienstag, den 26. Juli** nächsthin gefeiert werden. **Burrweiler**, im Juli 1887.

Michael Sendel, Pfarrer.
Feier des „Clausenfestes“
in der Wallfahrtskapelle der hl. 14 Nothhelfer zu **Rönigsbach**
Mittwoch, den 20. Juli,
wozu Priester und Laien freundlichst einladet
Pfarrer Joh. Schäfer.

Missionsverein.
M. R. in S. M. 30. Forst M. 3.50. Offenbach M. 14. Breitenbach M. 10. Bernersberg M. 10. Edesheim M. 11.50. Speyer, von einem Dienstmädchen 50 Pf. Binningen M. 85.82. Gleisweiler M. 6. Hagenbach M. 1.30.

Kindheit-Besu-Verein.
Göcklingen 2. Quartal M. 3.28. Speyer ung. M. 10. M. R. in S. M. 20. Forst M. 12.08. Offenbach M. 5 und M. 15 für ein Kind, das Maria Barbara zu taufen ist. St. Martin für ein Kind, das Joseph zu taufen, M. 20. Zell M. 10 für ein Kind, das Andreas zu taufen. Edesheim M. 62.80. Für ein Kind, das Joseph zu taufen M. 10, für ein Kind, das Georg Anton zu taufen M. 11. Edigheim M. 5.44. Ramstein M. 8.07. Oppau M. 5.44. Gleisweiler M. 10. Hagenbach M. 2.60.

Berichtigung. St. Ingbert für ein Heidentkind, das Antonius zu taufen ist, M. 20, nicht M. 10, wie es in der letzten Nummer in Folge eines Druckfehlers geheißen hat.

Für die St. Marienkirche in Hannover.
(Herzenswunsch des Herrn Dr. Windthorst.)
Speyer ung. M. 1.50.

Todes- Anzeige.

Der allgütige Gott hat Dienstag Abend, den 5. Juli, unsere liebe gute Mutter, Schwester, Großmutter, Schwiegermutter und Tante

Frau

Eva Margar. Christmann, Wwe.,
geb. Frankmann,

im Alter von 71 Jahren zu sich in die ewige Heimath aufgenommen. Sie starb gottgegeben, wohl vorbereitet durch den Empfang der hl. Sacramente.

Alle Freunde und Bekannte wollen ihrer am Altare und im Gebete gedenken.

Grünstadt, Alfterweiler, Speyer, Dürkheim,
den 5. Juli 1887.

Für die Hinterbliebenen:

Ad. Christmann, Pfarrer.

Auf Michaeli

wird ein braves **Mädchen** gesucht, das kochen kann und sich allen häuslichen Arbeiten willig unterzieht. Wo, sagt die Exped. d. Bl.

Woerl's Reisebücher.

Vorräthig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Illustrirte Prospekte gratis und franco.

N.-Amer.-Canada	8.—	Spandau	—50
N.-Amerika, kl. Asg.	2.—	Spanien	geb. 7.—
Nürnberg	—50	Speyer	—50
do. engl.	—50	Stettin	—50
Oberammerg. gr. A. 2.—		Steyr	—50
do. kl. A. 1.—		St. Gallen	—50
do. illust. 5.—		Stralsund	—50
Oesterr.-Ungarn	6.—	Strassburg i/E.	—50
Offenbach a. M.	—50	Stuttgart	—50
Offenburg	—50	Südamerika geb.	3.—
Oldenburg	—50	Süddeutschland geb.	8.—
Olmütz	—50	Südfrankreich geb.	4.—
Osnabrück	—50	Südkalifornien geb.	5.—
Ossegg	—50	Taunus	1.—
Paderborn	—50	Temesvar	—50
Palästina	geb. 6.—	Teplitz	—50
Paris	geb. 6.—	Todtnau	—50
Paxi-Inseln	—	Traunstein	—50
Pforzheim	—50	Triberg	—50
Pharaonenland geb.	4.50	Trier	—50
Plauen	—50	do. franz.	—50
Pörschach a/S.	—50	do. engl.	—50
Prag	—50	Triest	—50
Pressburg	—50	Tübingen	—50
Rastatt	—50	Ueberlingen	—50
Regensburg	—50	Ulm	—50
Reichenhall	—50	Um die Welt geb.	9.—
Reutlingen	—50	Venedig	—50
Rheinführer geb.	3.—	Vereinsführer geb.	2.50
Rheinlande geb.	6.—	Vorarlberg geb.	4.50
Rhön	1.—	Waldhofen. Ybb.	—50
Rhoenkarte	2.50	Walddshut	—50
Rom	geb. 6.—	Walhalla	—50
Rom franz. geb.	4.—	Wandrb.f. Handw.	1.50
Rom-Plan	1.50	Weimar	—50
Rorschach	—50	West-Indien geb.	5.50
Rostock	—50	Wien gr. Ausg. geb.	9.—
Rothenburg o/T.	—50	do. kl. Ausg.	—50
Roveredo	—50	do. kl. franz. A.	—50
Salzburg	—50	do. kl. engl. Ag.	—50
Salzkammergut	1.—	Wiesbaden	—50
Schaffhausen	—50	Wildbad	1.—
Schleswig	—50	do. franz. Ausg.	1.—
Schwaben geb.	5.—	do. engl. Ausg.	1.—
Schwarzwaldbahn 1.—		Witten	—50
Schweinfurt	—50	Wolfach	—50
Schweiz geb.	6.—	Worms	—50
Schweizer Album 12.—		Wunnenstein	—50
Schweizer Alpen 5.—		Würzburg	—50
Schwetzingen	—50	Zittau	—50
Semmering	1.—	Znaim	—50
Sigmaringen	—50	Zürich	—50
Solothurn	—50	Zwickau	—50

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 12. Juli.

Fruchthorten.	Quantität.	Preis für den Centner.				Gefüllten.	Gefüllten.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.			
Waizen	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Korn	3	7 10	7 10	7 10	—	1	—
Gerste	2	7 20	7 20	7 20	—	—	—
Spelz	00	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Hafer	6	6 50	6 15	6 32	—	22	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet viertels jährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herzheim, Lesmeister in Landstuhl, G. Dörner in Kaiserslautern, St. Kast in Ebernborn, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 24. Juli. Fest des allerb. Erlösers.
Mont., 25. Jakob, Apostel.
Dinst., 26. Anna, Mutter d. allerb. J.
Mittw., 27. Pantaleon, Märk.
Donnerst., 28. Nazarius u. Gen., Märk.
Freit., 29. Martha, Jungf.
Samst., 30. Hieronymus Remigianus, B.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 24. Juli 1887.

* Die kirchliche Einheit.

die Wiedervereinigung der schismatischen Christen im Orient mit der römisch-katholischen Kirche bildet eine der Hauptfragen des hl. Vaters. Schon manches Tröstliche durfte Leo XIII. während seines Pontificates in dieser Beziehung erleben. Neuerdings richteten die in Philippopel lebenden Katholiken, meist Bulgaren, am Feste der hl. Slavenapostel Cyrillus und Methodius, eine Adresse an den hl. Vater, in welcher sie ihrer Sehnsucht zunächst nach der kirchlichen Einheit unter den Bulgaren Ausdruck verleihen. Die Adresse lautet:

„Heiliger Vater! Von allen Seiten der Welt gelangen zu Dir die aufrichtigsten Glückwünsche und die herzlichsten Begrüßungen gelegentlich Deines fünfzigjährigen Priesterjubiläums. Der Herr hat Dich zu seinem Priester auserwählt und hat Dich zum Oberhirten seiner Gemeinde auf Erden, die durch die katholische Kirche repräsentiert wird, eingesetzt.

Wir, als ein bescheidenes Theilchen der Gemeinde Christi, kommen ebenfalls zu Dir, Heiliger Vater, um Dir unsere ergebensten Glückwünsche in tiefster Ehrfurcht darzubringen. Wir fühlen jedoch unsere Nichtigkeit so sehr, daß wir fast nicht den Muth hätten, vor Dich zu treten, wosfern wir nicht auf die Verdienste und die hohe Protection unserer heiligen Brüder Cyrillus und Methodius, der Slavenapostel bulgarischer Abstammung, vertrauen würden. Wir sind von der Hoffnung beseelt, daß diese vor Gott für uns beten, und daß deren ruhmvolle Namen für uns die beste Empfehlung vor dem Stathalter Christi auf Erden, dem römischen Papste bilden.

Der christliche Glaube, welcher durch die hl. Apostelbrüder unter den einzelnen slavischen Stämmen im Westen und Norden verbreitet wurde, war auch der Glaube unserer Väter und verblieb uns, wenn auch leider eine beträchtliche Menge unserer Stammesbrüder sich von diesem rechtgläubigen und wahren Glaubensbekenntnisse losrennte, dessen Metropole in dem seit altersher berühmten Rom sich befindet. Die Zeiten haben uns jedoch nicht bloß in kirchlicher Beziehung gespalten, sondern auch unser Vaterland wurde zersüßelt und mußte viele Jahrhunderte in der vollständigen Ungewißheit verbringen, ob ihm je noch eine glücklichere Zukunft beschieden sei.

Es kam jedoch, Gott sei Dank, die Zeit heran, wo wir uns als Mitglieder eines Volkes, als Theile eines Staates zu vereinigen begonnen haben. Dieser Umstand

veranlaßt uns auch, die Gedanken auf eine Vereinigung in kirchlicher Beziehung zu richten, und zwar unter der Regide unser heiligen Mutter, der katholischen Kirche.

In dieser Hinsicht hegen wir große und zuversichtliche Hoffnungen auf unsere heiligen Brüder Cyrillus und Methodius und deren Fürsprache vor Gott.

Die kirchliche Einheit, welche diese beiden heiligen Männer gepredigt haben, ist unser Ideal, ihre Gebete sind unsere Hoffnungen und ihre Verdienste sind unsere Tröstung, daß die Zeit kommen werde, wo es einen Schafstall und einen Hirten geben wird.

Wir bitten daher Dich, Heiliger Vater, vereinige Deine Gebete mit den unserigen an diesem hohen Feste, wo Du das heilige Mesopfer dem Allerhöchsten darbringen wirst: möge dem bulgarischen Volke die Union auch in kirchlicher Hinsicht gewährt werden, und möge der Allmächtige seine hohen Gnaden über alle slavischen Stämme ergießen, damit ihnen der Stern des wahren christlichen Glaubens aufgehe!

Wir kennen Dich, Heiliger Vater, als einen aufrichtigen und innigen Freund der Slaven, was Du besonders klar und anziehend in der Encyclica Grande munus ausgesprochen, mit welcher Du vor sechs Jahren den Ruhm der heil. Cyrillus und Methodius vor der gesamten Christenheit verkündet hast.

Wir wissen auch die hohe Bedeutung des großen und erhabenen Jubelfestes zu schätzen, wo vor unseren Augen eine ganze Reihe Deiner ruhmvollen Thaten erscheint, die Du während der fünfzig Jahre Deiner priesterlichen Thätigkeit vollbracht hast — ruhmvoll in religiöser wie in politischer Hinsicht.

Deßhalb war es unser Wunsch, Dir als getreue Kinder, das Theuerste, was wir besitzen — unsere Herzen — zum Geschenke darzubringen. Wir entsenden gleichzeitig mit Millionen Katholiken die wärmsten Gebete zum allerhöchsten Gott für Dein langjähriges Wohlergehen: mögest Du das goldene Jubiläum in Deiner erhabenen und heiligsten Wirksamkeit noch lange überleben!

Gott segne alle Deine Thaten, die Du zum Nutzen und Frommen der heiligen katholischen Kirche vollführst. Mögest Du, heiliger Vater, als Oberhirte der Kirche Christi, alle Früchte Deiner heißen Gebete und Deiner unermesslichen Verdienste reifen sehen!

Hierbei möge Dir Gott seine Hilfe angedeihen lassen! Ihr heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus und

Ihr heiligen Brüder Cyrillus und Methodius betet vor Gott um die Vereinigung der Kirche Christi! — Heiliger Vater, wir bitten Dich zum Schlusse kniefällig um Deinen heiligen Segen.“ (Folgen die Unterschriften.)

* Ein Künstler- und Priester-Bild,

das werth ist, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden, ist der schöne Nekrolog, den Kaplan P. Höbeler in Köln dem verstorbenen Domkapellmeister zc. Friedrich Koenen dortselbst in der „Köln. Volksztg.“ gewidmet hat, und den wir in Nachstehendem wiedergeben:

Friedrich Koenen ist am 30. April 1829 zu Rheinbach bei Bonn geboren. Sein Vater, der Lehrer an der dortigen Elementarschule war und mit Freuden die Funken einer nicht gewöhnlichen musikalischen Begabung in der Seele des sechsjährigen Kindes aufblitzen sah, suchte mit pädagogischer Weisheit und Strenge das Talent durch fortgesetzte Uebung zur Entfaltung zu bringen.

Der Knabe war schon ein fertiger Spieler, als er im vierzehnten Lebensjahre das Gymnasium zu Münster eifol bezog. Wenn auch nun über ernsten Studien Geige, Clavier und Cello ruhen mußten, hatte er sich doch in den Mußestunden durch das Lesen der Haydn'schen Sonaten in den Geist dieser dem Gemüthe des Knaben besonders zusagenden Musik so vertieft, daß er, ein Tertianer, als Erstlingswerk eine Sonate schrieb. In den höhern Klassen des Gymnasiums, auf der Akademie in Münster und der Universität zu Bonn, wo er mit Eifer der Theologie sich widmete, wurde er durch seinen älteren Bruder Heinrich für das Studium der alten Kirchenmusik begeistert.

Im Jahre 1853 trat er in das Priester-Seminar zu Köln ein. Die kirchlichen Functionen führten die Seminaristen jeden Sonntag zur Kathedrale, und so hatte Koenen Gelegenheit, der orchestralen Kirchenmusik, wie sie damals gepflegt wurde, seine Aufmerksamkeit zu widmen und mit dem tiefsten Verständniß, welche sich dem Priesteramts-Candidaten für die Liturgie erschlossen, auch diese Musik in ihrer Beziehung zum Altardienste als dem Principalen der katholischen Gottesdienstfeier zu beurtheilen.

Im Herbst 1854 zum Priester geweiht, erhielt er seine erste Anstellung als Vicar beim Gesellenvater Adolph Kolping hauptsächlich zur Leitung des Gesanges in dem blühenden Gesellenverein.

Als im Jahre 1862 das Provincial-Concil zu Köln auch die Reform der Kirchenmusik in Berathung genommen hatte, schickte Cardinal v. Geißel den damals als Kaplan an St. Mauritius fungirenden Koenen nach Regensburg zum Studium der Kirchenmusik. Nach Verlauf eines Jahres kehrte er nach Köln zurück, wurde als Musik-Professor am Erzbischöflichen Priester-Seminar angestellt und übernahm den von ihm neu gebildeten, aus Herren und Knaben bestehenden Domchor.

Im Jahre 1868 rief Dr. Witt, um die Reform der Kirchenmusik zur allgemeinen Durchführung zu bringen, den Cäcilien-Verein in's Leben. Koenen schloß sich demselben an, gründete 1869 den Cäcilien-Verein für die Erzdiocese Köln und trat als Leiter an dessen Spitze.

Von nun an beginnt sein außergewöhnliches musikalisches Talent sich geltend zu machen. Neben der Direction des Domchores wandte er sich jetzt mehr denn vordem der Composition zu, vielfach dazu angeregt und gedrängt durch die Bedürfnisse, welche die neuen Bestrebungen hervorriefen. Unter diesen Compositionen, die jetzt 58 Nummern, gerade die Zahl seiner Lebensjahre, aufweisen, haben die Chrysostomus-, Dreikönigen-, Cäcilien-Messe, der große Psalm „Quomodo desiderat“, mehrere bedeutendere Sammlungen von Kirchengesängen für Frauenchor hervorragende Bedeutung. Von außerkirchlichen Compositionen sind zu nennen eine geistliche Cantate: „Das Heilthum von Antiochien“, eine Weihnachts-Cantate, die Musik zu verschiedenen Dramen des bedeutenden Dichters Ferd. Rudwigs, dann 25 Lieder für eine Sing-

stimme, die er in Gemeinschaft mit seinem talentvollen Bruder Heinrich schon in den sechsziger Jahren herausgab.

Als im Jahre 1873 die General-Versammlung des allgemeinen deutschen Cäcilien-Vereins in Köln tagte, wurde Koenen zum Vice-Präsident gewählt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Als solcher mußte er die letzten Generalversammlungen in Graz, Münster und Mainz an Stelle des erkrankten General-Präsidenten leiten.

Im Jahre 1880 wurden Koenen und Witt in Anerkennung ihrer Verdienste um die kirchliche Musik durch den Protector des Cäcilien-Vereins, Cardinal de Luca und Bischof von Balestrina, zu Ehren-Domcapitularen der dortigen Kathedrale ernannt.

Als Componist, Dirigent und Leiter des Cäcilien-Vereins eines ausgedehnten kirchlichen Sprengels stand Koenen gleich hoch. Seine Compositionen sind von einer wunderbaren Anmuth. Auch das kleinste Lied ist von einer Gluth der Empfindung durchdrungen, die von einer vollsprudelnden, reichen musikalischen Ader zeugt, und die größern Compositionen geben sonder Ausnahme den Beweis, mit welcher Meisterschaft er in Tonverhältnissen zu formen verstand. Meint man bei seinen vielen Marien-Liedern, es sei die mittelalterliche reine Minne zu neuem Tonleben erwacht, dann zeigen seine Messen, seine Lieder und die größer angelegten Motetten einen solchen begeisterten Flug der Phantasie, eine solche dramatische Kraft, daß der in den Stimmen wogende melodische Fluß und der harmonische Reichthum den Wunsch instrumentaler Begleitung zur Erzielung eines größern Effectes vollständig zurückdrängt. Nichts war bei Koenen Mache, sondern Alles volles Schöpfen aus einem reichen musikalischen Born; das ist auch der Grund, warum Koenen nicht bei der Art und Weise der Alten stehen zu bleiben vermochte. Er konnte mit der neuern Musik nicht bekannt werden, ohne mit seinem Talente als selbstständiger Künstler zu versuchen, auch diese Formen für die Kirche, der sein Leben gehörte, zu verwerthen, und da hat er unseres Erachtens neben Witt, Haller, Piel, Stehle und Andern den Beweis geliefert, daß unsere Zeit mit ihrem musikalischen Empfinden wohl im Stande ist, Werke zu schaffen, die sich in manchen Beziehungen den Alten ebenbürtig an die Seite stellen können.

Was Koenen als Dirigent geleistet, das wissen am besten die zum Theil tüchtig musikalisch gebildeten Männer zu beurtheilen, welche seit 24 Jahren in treuer Ausdauer seinem Stabe im Dom gefolgt sind, und Alle, die auf den General-Versammlungen Gelegenheit hatten, zu erfahren, wie er mit gleich tiefem Verständniß alte und neue Meister zur Geltung gebracht. Deshalb begreift man wohl, daß die Componisten sich glücklich schätzten, die Koenen für würdig erachtete, mit ihren Compositionen Einzug zu halten in den schönsten Dom der Welt. Bei Koenen's Direction gewann Alles Leben und Bewegung, und zu seinen eigenen Werken gehört seine lebendige, freie Auffassung derart, daß sie vielleicht mehr denn andere eines befähigten Dirigenten bedürfen, sollen sie zur vollen, entsprechenden Wirkung kommen.

Was die Leistungen seines Chores angeht, so waren sie ohne Frage mustergültig, und man muß, wie wir, Gelegenheit gehabt haben, aus dem Munde so mancher competenten Beurtheiler den Ausdruck des Entzückens über die herrlichen Knabenstimmen zu vernehmen, um die Befähigung Koenen's als vorzüglichen Dirigenten schätzen zu können.

Und wie berufen er gewesen, an der Spitze des Cäcilien-Vereins des großen Kölner Sprengels zu treten, und mit welcher hingebender Begeisterung er ihm seine Kraft gewidmet, davon legt das Blühen dieses Vereins Zeugniß ab — eine Blüthe, die jetzt schon in dem weiten Ring der Erzdiocese in vielen Städten und Dörfern die schönsten Früchte gezeitigt hat. Lagen diese Erfolge der kirchenmusikalischen Bestrebungen auch eben mit in dem Erwachen des religiösen Lebens in den letzten Jahrzehnten

und der damit gegebenen größern Empfänglichkeit des katholischen Volkes, wurden sie gefördert durch das thätige Eingreifen der Männer, die als Präsidenten in den einzelnen Bezirken die schöne Sache vertraten, so blieb doch Koenen die vom Centrum aus treibende Kraft, die Jaghaften ermunternd, die Laien stärkend, Alle belohnend mit den schönsten musikalischen Gebilden.

Doch Koenen's Kunst stand ganz im Dienste seines Priesterthums. Sein reines frommes Priesterleben war ein Beispiel für Alle, die denselben erhabenen Beruf mit ihm theilen. Er war ein Mann, der im Feuer der Liebe Gottes geläutert, im Streben nach seinem höchsten Ziele über die Alltäglichkeit erhoben, im Gebet und Dienste Gottes verklärt, die Wege des Geistes zu wandeln gelernt hatte. Er war ein Mann, der Arbeit gethan mit einem Fleiß, mit einer Ordnung und einem Opfersinn, von deren Größe Wenige etwas wissen. Merkwürdig ist, wie er seine Kunstthätigkeit beschlossen hat. Die h. Eucharistie und der Primat, das sind die Centren des kirchlichen Lebens. Im Dienste des ersten Geheimnisses hat er am Fronleichnamstag zuletzt den Dirigentenstab geschwungen, und die letzten Harmonieen, die er auf ein Blatt notirt, sollten die instrumentale Einleitung zu einer Papsi-Hymne werden, die er zur Jubelfeier Leo's XIII. zu componiren gedacht hatte.

Der Verstorbene war seit drei Wochen an einer Venen-Entzündung erkrankt, die einen normalen Verlauf zu haben schien, bis am Mittwoch Morgen eine Embolie dem theuern Leben ein jähes Ende bereitete. Für einen so guten Priester, wie Koenen, war ein so schneller Tod nicht erschreckend; noch am Tage vorher hatte er die hl. Communion empfangen. Friedrich Koenen, der nur Frieden hier auf Erden gekannt, sollte auch ohne Todeskampf zum ewigen Frieden gelangen.

= Ein Besuch bei den Coeur d'Alène-Indianern.

Schon lange hatte ich vor, schreibt Pater Nebmann, diesen Stamm, von welchem ich Wunderdinge gehört, zu besuchen. Zweieinundfünfzig englische Meilen machte ich zu diesem Zwecke auf der Eisenbahn. Der Missionär reist um halben Preis. Zu Anfang des Jahres erhielt ich von der Direction der westlichen Bahnen die Aufforderung, das Verzeichniß unserer Patres einzuschicken und bald darauf kamen gelbe Kärtchen für jeden Pater eines, die wir am Schalter nur vorzuweisen brauchen, um ein Billet erster Classe zum halben Preis zu erhalten. Wir fuhren nach der Indianerniederlassung durch die reichste Ackerbaugegend über Spangle, Rosalia, Oakesdale nach Belmont. Wenn die Bahn das Thal des Spokane Flusses verläßt und sich nach Südosten wendet, so sieht man keinen Baum mehr, so weit das Auge reicht, nur Wiesen und wohlgebaute Weizenfelder. Der Boden ist schwarz, kein Stein noch Steinchen meilenweit. Im Westen ragt ein einsamer Bergkegel in die Lüfte. Die Indianer betrachten ihn als eine Landmarke, welche ihnen auf ihren Streifzügen die Richtung des Weges angibt.

Die Eisenbahn läßt sich auf diesen Nebenlinien Zeit. Ein Pferd könnte gemüthlich nebenher traben und an den Stationen wird angehalten, noch etwas länger als im gemüthlichen Bayern und Oesterreich; wozu, weiß ich nicht, denn ich habe nicht bemerkt, daß die Zugleute auf jedrer Station aussteigen, um ein Glas Bier zu trinken.

Es ist auf der Eisenbahn sehr unterhaltend, den amerikanischen Land- und Geschäftsleuten zuzuhören. Da die amerikanischen Wagen ähnlich den Württembergischen aus nur einem Raume bestehen, so gibt es dazu Gelegenheit genug. Bald war ich in einem Gespräche mit einem Möbelhändler aus Spokane Falls, der auf seine 60 Meilen entfernte Farm hinausfuhr. Er ist katholisch. Zu Belmont wurde das Abendessen genommen. Als ich den Kutscher bezahlen wollte, der mich nach Farmington zu bringen hatte, war Essen und Fahrgehalt von dem genannten

Herrn vereinigt. Das ist ganz gewöhnlich hierzuland. Der katholische Priester wird allgemein als ein Mann betrachtet, der nicht viel Geld hat, weil er Alles für gute Zwecke verbraucht, und welcher darum von den Laien freigehalten wird. Es kam früher öfter vor, daß ein Pater mit abgeschabtem Rock oder schlechten Stiefeln auf der Straße von einem guten Freund in den nächsten Kaufladen geführt wurde, um sich gute Kleider und Schuhe auszuwählen. Als ich vor einiger Zeit von Regen durchnäßt in einen Laden kam, gab mir der Kaufmann sofort einen guten Regenmantel, um in Zukunft mich schützen zu können. Die Fahrt im Stellwagen bei anbrechender Dunkelheit war wie gewöhnlich halbsbrecherisch, da die Wege nach dem Regen unbeschreiblich sind. An zwei Stellen sagte der Kutscher mit seltsamer Unbefangenheit: „Gestern Abend warfen wir da um, und alle Reisenden sammt Gepäck rollten in den Koth; die Wege sind eben arg schlecht. So geht es halt im Leben.“ Und damit hieb er auf seine Köhlein, daß der Koth über unsere Köpfe hinausspritzte. Am Ende blieben wir doch stecken, so daß wir aussteigen und an den vier Rädern anpacken mußten.

Am nächsten Morgen verließ ich Farmington zu Wagen, und überschritt bald die Grenze der Indianerniederlassung. Zuerst ging es durch Wiesen; dann jedoch kamen wir an eine Pracht des Baumwuchses, wie ich es nicht geahnt hatte. Die stolzesten Parkanlagen in Europa sind nur Stiefgeschwister gegen diese Naturkinder, die seit Erschaffung der Welt niemals in ihrer Entwicklung gestört wurden. Zuerst kam ich an einer Sägemühle vorbei, dann jedoch sah ich Farm an Farm gereiht, jede schön eingeeget, mit gutem Holzhaue, Stall, Scheune u. s. w. Darauf wohnt je eine Indianerfamilie, welche ihr Getreide mit prächtigen Wagen zur Stadt bringen. Auf den Bergen liegt noch tiefer Schnee.

Mein Wagen bog in ein Thal gegen Osten ein und vor mir war die Mission, eine langgedehnte Reihe statlicher Bauten auf halber Bergeshöhe, alle aus Holz, auch die Kirche. Im Anfange der 70er Jahre brannte die ganze Mission ab, darum liegen die neuen Gebäude weit auseinander. Gerade vor der Kirche dehnt sich ein Dorf aus von seltener Art. In der Woche stehen die Häuser leer; am Vorabend der Sonn- und Feiertage jedoch erscheinen die Indianer von ihren Farmen, um in diesen Hütten, welche jede Familie für sich erbaut hat, den heiligen Tag zu verbringen. Es ist also im wörtlichen Sinne ein Kirchdorf.

Ich kam in der Mission an gerade am Vorabende des ersten Freitags im Mai. Pater Schuler, mein lieber Landsmann, war nicht wenig erstaunt, als ich in sein Zimmer trat. Ich fand ihn an seinem indianischen Katechismus. Er gibt den Knaben Unterricht im Schreiben und Rechnen, hilft in der Seelsorge und ist sehr zufrieden unter diesen einfachen Naturkindern.

Es sind etwa 50 Knaben unter Leitung der Patres. Sie gehören verschiedenen Stämmen an. Sie haben einen Präfeeten, ein Lehrer von den Anfrigen und einen weltlichen Lehrer. Die Schwestern erziehen etwa 60 Mädchen. Die Knaben müssen alle Hausarbeiten verrichten, Holz spalten, kehren, Geschirre reinigen u. s. w. Ich erbaute mich sehr an ihrer guten Haltung. In ihrem Versaale haben sie einen prächtigen Maialtar. Es war mir eine große Freude, an sie eine Ansprache zu Ehren der lieben Muttergottes halten zu können, natürlich englisch, das sie alle vollkommen verstehen. Pater Caruana, der Vorsteher der Mission, war am Donnerstag Abend bis über 12 Uhr Nachts mit Beichtthören der Indianer beschäftigt, die zahlreich von ihren Farmen gekommen waren. Der erste Freitag im Monat ist nämlich stets ein großer Feiertag. Vor etwa 30 Jahren verzweifelten die Patres noch beinahe daran, diesen wildesten und grausamsten Indianerstamm bekehren und bändigen zu können. Da wandten sie sich an das erbarmungsvolle Herz Jesu, suchten diese Andacht bei den Indianern einzuführen, und siehe da, der liebe Heiland,

welcher die Verheißung gegeben, daß diejenigen Priester, welche sein Herz verehren, auch die härtesten Herzen bekehren würden, hat sein Versprechen gehalten. Diese Coeur d'Alène, d. h. Pfriemherz, weil sie in ihrer einstigen Grausamkeit die Herzen der andern Indianer wie mit einer spitzen Pfrieme oder Ahle verwundeten, sind nun der beste, christlichste und civilisirteste Stamm. Alle Patres machten die Erfahrung, daß im Jahre kaum Eine schwere Sünde begangen wurde.

Die Verehrung des göttlichen Herzens ist seitdem ihre Hauptandacht geblieben. Ich sang an jenem Freitage das Amt und hatte die Freude, die hl. Communion an 302 Indianer auszutheilen. Zuerst kamen die Männer, voran die „Soldaten des hl. Herzens“, eine Auswahl der besten Männer, die eine rothe Schärpe und auf der Brust ein auf Wolle genähtes Bild des göttlichen Herzens trugen. Ich konnte mich der Rührung nicht enthalten, als ich diese Andacht und den frommen gläubigen Ausdruck auf den Gesichtern dieser Männer sah. Die Frauen wurden von den „Soldaten des hl. Herzens“ zur Communionbank geführt. Mehrere Mütter trugen nach Indianersitte ihr Kleinstes in einem Tuche auf dem Rücken. Zweimal kam es vor, daß so ein Kind, wenn ich der Mutter die hl. Hostie reichte, seine Händchen ausstreckte, um auch von der Himmels Speise zu erhalten.

Nach der Communion war Predigt in der Indianersprache. Gegen 11 Uhr hatten beinahe alle ihr Kirchdorf wieder verlassen. Die Knaben erhielten zu Ehren des Rectors aus Gonzaga-College einen freien Tag, den ich bei ihrem Frühstück ihnen verkündete, und natürlich großen Beifall erntete. Nach dem Mittagessen machte ich mich auf den Heimweg, dieses Mal zu Pferde, da ich den schlechten Wegen mich nicht noch einmal zu Wagen anvertrauen wollte. Ein treuherziger Indianer, Nisodemus mit Namen, war mein Geleitsmann; er war der erste Indianer, welcher den Pflug zu handhaben lernte. Die Sorgfalt dieses guten Mannes um mich war geradezu rührend. Er ritt voraus, um den besten Weg zu zeigen, aber ein Auge war stets auf mich gerichtet, und er sprach nur auf guten Begstrecken, auf schlechten Stellen gab er immer auf den Boden Acht. Nach einem Ritte von 30 Meilen kamen wir zu Dakasale an, von wo der Indianer zurückkehrte und ich am nächsten Morgen mit der Bahn nach Spokane Falls heimfuhr.

Program

der 34. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Orier.

Sonntag den 28. August.

Abends halb 11 Uhr: Begrüßung der angekommenen Gäste in der Festhalle (Garten des Kath. Bürgervereins.)

Montag den 29. August.

Morgens 8 Uhr: Pontifical-Amt im hohen Dome zur Anrufung des hl. Geistes. — 10 Uhr: Geschlossene Generalversammlung in der Festhalle.

Nachmittags halb 4 Uhr: Sitzung der Ausschüsse in den dazu bestimmten Räumen des Kath. Bürgervereins.

Abends 6 Uhr: Deffentliche Generalversammlung in der Festhalle.

Dienstag den 30. August.

Morgens 8 Uhr: Pontifical-Requiemssamt für die verstorbenen Mitglieder der bisherigen Generalversammlungen in der Kirche zu U. L. Frauen. — 9 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den oben angegebenen Räumen. — 11 Uhr: Geschlossene Generalversammlung in der Festhalle.

Nachmittags halb 3 Uhr: Ausflug nach einer nahe gelegenen Anhöhe mit prachtvollem Ausblick auf die Stadt und ihre Umgebung; Concert daselbst.

Abends 6 Uhr: Deffentliche Generalversammlung in der Festhalle.

Mittwoch den 31. August.

Morgens 7 Uhr: Wallfahrt zu dem Grabe des h. Apostels Mathias in der Vorstadt gleichen Namens; Lesemesse nach der Meinung des Heiligen Vaters und Predigt daselbst. — Halb 10 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den oben angegebenen Räumen. — 11 Uhr: Geschlossene Generalversammlung in der Festhalle.

Nachmittags halb 4 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den oben angegebenen Räumen.

Abends 6 Uhr: Deffentliche Generalversammlung in der Festhalle. — 9 Uhr: Beleuchtung der Porta Nigra.

Donnerstag den 1. September.

Morgens halb 8 Uhr: Stillmessen nach der Intention des Bonifacius-Vereins im hohen Dome, in der Kirche zu U. L. Frauen sowie in der Jesuiten-Kirche. — 8 Uhr: Geschlossene Generalversammlung in der Festhalle. — 11 Uhr: Deffentliche Generalversammlung ebendaselbst.

Nachmittags 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl; nach demselben Concert im Garten des Kath. Bürgervereins und Beleuchtung desselben.

Mit der Generalversammlung ist eine christliche Kunstausstellung verbunden, welche vom 24. August bis zum 7. September einschl. dauert.

* Die Reise in's Paradies.

Die Irine war eine stattliche Bäuerin, aber nicht wenig einfältig, und ihr Mann, der zweite, welchen sie hatte, sagte ihr jeden Tag, daß sie die allerbümmteste ihres Geschlechtes sei, während er dagegen behauptete, der Allergescheueste und Klügste unter allen seinesgleichen von Anfang der Welt an zu sein.

Da saß nun einmal die Bäuerin am offenen Fenster und dachte an ihren guten, ersten Mann, obgleich sie seit beinahe einem Jahre den zweiten hatte. Heute war der letztere über Land gegangen. Es fiel ihr der Spinnfaden aus der Hand über dem Sinnen, und wie sie so da saß, steht auf einmal ein fahrender Schüller, auf lateinisch Bagabund, in der alten, wohlgetäfelten Stube und bittet: „Mutter Bäuerin, thut mir ein Liebes, ich bin so müd von Sonne und Staub, daß mich der Durst kaum reden läßt; auch hab ich ein fromm Gelübde bei einer Wassergefahr gethan, in zehn Jahren keinen Tropfen Wasser zu kosten.“

Die Bäuerin holt dem Wegmüden gern Brod aus dem Schrank und ein Schnäpschen, schon um des frommen Gelübdes willen, und wie er mit durstiger Hast trinkt, fragt sie nach Woher und Wohin.

Der Gast hatte Hunger und Durst gestillt, und nun fühlte er auch wieder Wiß und Kraft. „Ich komme gerade von Paris“, antwortete er. Die Bäuerin aber, die nie etwas von Paris vernommen, schaute halb starr und seltsam dem jungen Burschen in's Gesicht und meint, er spräche vom Paradies. „Vom Paradies kommt Ihr?“ ruft sie schwer verwundert aus, „das ist wohl schrecklich weit?“

Der schlaue Gast merkte, daß sie von Geist nicht weit her war, und that mit Haltung, Wort und Mienen, als ob das für ihn nur eine Kleinigkeit sei.

„Ach“, fragte die Bäuerin weiter, „habt Ihr nicht meinen seligen Mann im Paradies gesehen? Wie mag's ihm wohl zu Muthe sein?“

Der Handwerksbursch rief: „Ei, gute Frau, dort oben sind gar viele, da ist's überfüllt von Seligen; doch sagt, was zog Ihr Eurem Manne für Kleider zum Begräbniß an? Vielleicht daß ich daran ihn im Gedächtnisse wiederfinde. Ihr gabt ihm doch seinen Sonntagsanzug mit in die Ewigkeit?“

Da weint die Frau: „Ach nein, ich gab ihm nur ein leinernes Hemd mit in's Grab!“

„So ist es der im bloßen Hemd?“ spricht jener; den kenne ich gut; liebe Frau, Ihr habt also den armen

Mann schlecht ausgerüstet; die anderen Männer, von ihren Frauen wohl ausgestattet, gehen mit vergnüglich frohem Sinn zu Fest und Spiel der Engel, hingegen Euer armer Schelm sich nirgend's kann sehen lassen; dazu ist Noth, daß er verfiere, so der Wind scharf pfeift."

Die Bäuerin fällt in ein Schluchzen und weint, indeß auch der Handwerksbursche weint — am Weinkrug, den sie ihm willig überläßt. „Ach“, ruft sie, lehret Ihr vielleicht in's Paradies noch einmal zurück?"

Der andere rief: „Zum guten Glück suche ich eben wieder den Weg zum Paradies; kann ich dort etwas ausrichten?"

Die Frau springt auf: „O, ich bitte, nehmt mir ein gutes Päckchen mit, auf daß mein armer guter Mann sich drüben kann sehen lassen!“ Und gleich holt sie des zweiten Mannes Sonntagstaat aus dem Kasten und Wäsche und Stiefel, funkelnagelneu, packt sie zusammen, auch 30 Mark wohlverwahrt. Ihr Seliger soll nicht fargen und, wenn andere zum Schmause gehen, sich auch etwas zu Gute thun. Und wie sollte es der zweite Mann übel nehmen? Sie nimmt sich ja ernst vor, nach seinem Abscheiden soll ihm ein Gleiches geschehen. „Der Bündel ist doch nicht zu schwer?“ fragt sie dann in mütterlicher Besorgniß, und beruhigt sich, als es heißt: „Nein, gar nicht, Euch und Eurem Manne zu liebe nähme ich schon noch einen saftigen Schinken mit und etwelche Krüglein Nebensaft, es muß aber guter sein.“

„Von Herzen sei's ihm vergönnt!“

Als nun der Bündel voll war, nahm der Bursche hastig, als ob er nicht schnell genug in's Paradies kommen könne, Abschied bis über's Jahr, daß die Bäuerin ob solch eifriger Nächstenliebe ganz gerührt ward und ihm als Botengeld noch herzlich drei in der Stille ersparte Markstücke in die Hand drückte: „Aber sagt meinem Seligen nichts vom zweiten Mann und grüßt mir ihn nur schön.“

„Schon gut, schon gut!“ und der Bote läuft, wie wenn er Feuer unter den Sohlen hätte, und ist mit seinem Paradiesbündel rasch aus dem Hof, und im schattigen Schlag von Buchen und Eichen verschwunden.

Der Bäuerin aber ist's jetzt so leicht und wohlgemuth, noch nie war ihr der Himmel so blau und die Erde so grün erschienen; wie die Wipfel draußen im Sommerwinde leise schwankten, so schwankten ihre liebseligen Gedanken im Herzen.

So vergingen zwei Stunden, da kommt der Bauer nach Haus, und die Frau erzählt ihm gleich in lichter Freude, welchen Engel ihr der verstorbene Selige aus dem Paradies geschickt und was sie alles ihm eingepackt habe und ist so glücklich, daß sie der Rede kein Ende findet.

Der Bauer hört's und starrt sie an und schreit endlich: „O Weib, Du Spähenhirn!“ reißt das Fenster auf und heißt den Knecht den Braunen satteln; „Beim Anruf, den Kerl fasse ich noch!“

„Was soll's denn?“ ruft die Frau, setz' Dich mit Verstand zum Essen.“

„Schweig still, Du Allerdümmste“, schreit der Bauer, „ich muß dem Boten in's Paradies nach, ich will ihm Reisegeld geben.“ Und er schwingt sich auf sein Pferd und reitet, daß die Funken fliegen.

Die Bäuerin aber sagt unschuldig: „Mein Mann ist doch brav, wenn auch etwas grob.“

Der Paradiesbote derweil war hastig im schattig kühlen Walde vorangeeilt. Endlich dünkt ihm die Last mit dem schweren Bündel gar empfehlenswerth, und er macht Halt. Schon wollte er die Riemen der Last lösen, um zu probiren, wie der Paradieswein zu kosten sei. Horch! da kam aus der Ferne Pferdegetrapp an sein Ohr, und bald sah er wie toll einen Reiter dahersprengen, daß die Vögel scheu aus Busch und Wipfel flogen. „Das gilt mir“, sagte er sich, warf Bündel, Hut und Rock in's Gebüsch, wo sie verborgen waren und that, als ob er dürre Aeste breche.

Schnaubend kommt auch schon der Gaul hergerannt. „He Du“, schreit der Bauer, „hast Du nicht einen hier vorbei laufen sehen?“

Der Bagabund darauf: „Ja, da wo am Waldsaum das Rohr sich wiegt, ist einer mit flüchtigem Fuß und schwerem Bündel über's Moor geeilt; macht, daß Ihr ihn noch erreicht! Ich dachte gleich, daß es ihm unterm Rock nicht ganz sauber sei.“

Der Bauer kratzt sich hinterm Ohr: „Zum Teufel auch! Mein schwerer Gaul versinkt mir im Moore, ich muß zu Fuß es versuchen! He, Du hältst mir derweilen den Braunen, bekomme ein Trintgeld dafür!“

Vergnügt dankt der Bagabund und schaut, wie der Bauer hinausstieft und dann langsamer watend in's Rohr und Moor, bis an die Knöchel einsinkt und den schlechten Weg verschimpft. Jetzt hielt der Schlaue es für günstig, holte Bündel und Rock hervor und schwang sich auf den Braunen! „Abe, Bauer, grüße mir die Bäuerin, jetzt reise ich ins Paradies!“

Und verschwunden ist er, ehe der flügste und gescheideste aller Männer herauswatet.

Indeß hatte die Bäuerin dem halben Dorfe die frohe Mähr mitgetheilt und wie ihr braver Mann dem guten Boten noch was nachgebracht habe. Aber es lachten alle noch viel mehr, als der Bauer bespricht und schwarz bis über's Ohr anlangt: „He, Bauer, zu Fuß vom Paradies zurück? Bist Du im Fegfeuer stecken geblieben?“

Was alles der Bauer gesagt und geschimpft hat, sei verschwiegen. Aber wenn es ihn später wieder einmal gelüsten wollte, sein Weib einfältig und sich gescheidt zu heißen, so sagte ihm sein Gewissen: „Denk an die Reise in's Paradies!“ und er schwieg.

Eine Kanarienvogelgeschichte

pflegt um diese Jahreszeit der saueren Gurken aus Italien so sicher in der akatholischen und antikatolischen Presse wiederzuerscheinen, wie der famose „Girte des Thales“ in den Munderblättern des Wupperthales. Sie hat sich auch dieses Mal wieder pünktlich eingestellt. Es ist nämlich die vor Jahren aufgetauchte Geschichte, daß ein italienischer Priester in Genua einen Knaben, welcher ihm einen Kanarienvogel tödtete oder entfliegen ließ, auf die schrecklichst grausamste Weise ums Leben gebracht haben sollte. Sie erwies sich als von A bis Z erlogen, nichts desto weniger flattert sie als Ente alljährlich wieder über die Alpen. Dieses Mal wird die Geschichte nicht aus Genua, sondern aus Florenz gemeldet und dem Pfarrer von Gubbio zur Last gelegt. Auch handelt es sich diesmal nicht um einen Kanarienvogel, sondern um eine — Amsel. Im Uebrigen ist es die alte Geschichte. Der Pfarrer, welcher zugleich Lehrer ist, hatte eine zahme Amsel, die er sehr liebte. Vor einigen Tagen fiel nun der Stuhl eines hastig aufstehenden Schulknaben so unglücklich auf den herbeihüpfenden Vogel, daß dieser todt liegen blieb. Schreckensbleich stob die Kinderschaar auseinander, und der Knabe, welcher die unschuldige Ursache des Unglücks gewesen war, eilte schleunigst zu seinem Vater, erzählte ihm die Begebenheit und erklärte verstört, nicht mehr in die Schule sich zu wagen. Der Vater des Knaben ging nun mit diesem zum Pfarrer und erzählte ihm den Vorgang. Der Geistliche beruhigte das zitternde Kind, welches darauf ruhig dablief. Nach der Schule ließ der Pfarrer den Knaben in ein Nebenzimmer treten; hier begann er das arme Kind zu würgen, bis es nach kurzer Zeit erdroffelt umfiel. Der Mörder stellte sich hierauf selbst dem Gericht und wurde nach Perugia ins Gefängniß gebracht. Diese eben so alberne als alte „Morithat“ verdankt dies Mal dem „Pester Lloyd“, welchem sie unter dem 4. Juni von Florenz als „fast unglaublich klingende Begebenheit“ gemeldet wurde, ihr Erscheinen diesseits der Alpen. Die „Reißer Zeitung“ that zum Ueberfluß ein Uebriges und wandte sich an Ort und Stelle um Auskunft. Hier die

Antwort: „Die Direction des katholischen Journals „Il Paese“ zu Perugia beauftragt mich, Ihre Anfrage wegen der Schwarzbrossel zu erwidern. Es gibt in Perugia ein Blatt, „La Provincia“, welches von jungen radicalen, bis zur Verrücktheit kirchenfeindlichen Menschen redigirt wird. In seiner Nr. 22 vom 28. Mai bringt das Blatt die Affaire. Nach den von der Provincial-Polizei eingezogenen Erkundigungen ist die Geschichte völlig erlogen. Das Journal der Präfectur, „La Unione Liberale“, hat in seiner Nummer vom 1. Juni die Verleumdung als erdichtet erklärt. Später haben verschiedene italienische Blätter mit Verachtung das Blatt, welches mit der Geschichte sich so furchtbar blamirt und herabgewürdigt hatte, genannt. Ich bitte Sie, die auf dem Düngerhaufen eines so unbedeutenden wie miserablen Blattes gewachsene, von der antikerikalen Seite herrührende Verleumdung in der „Reisser Zeitung“ zu dementiren. Perugia, 15. Juni 1887. Ihr ergebener Priester Humbert Benigni, erzbischöflicher Subsekretär und Assistent des Comites für katholische Werke in Italien.“

Neues aus Kirche und Welt.

* In **Reisse** fand vor Kurzem die 10. General-Versammlung der Katholiken Schlesiens statt; sie war sehr zahlreich aus der Provinz besucht, ist glänzend verlaufen und hat die Hoffnungen der Staats-, Auch- und Regierungskatholiken, die da meinten, das kathol. Volk werde sich mit den bis jetzt der Kirche gemachten Concessionen begnügen und nunmehr der Führung der „Staatskatholiken“ folgen, die in den heißen Zeiten des „Culturkampfes“ die Kirche verriethen und verließen, vollständig zu nichte gemacht. Nicht ein einziger von diesen „Mittern der traurigen Gestalt“ war erschienen; sie rochen, wie man zu sagen pflegt, den Braten; sie trauten dem Wetter nicht und fühlten wohl instinktiv, daß sie auf Katholikenversammlungen nicht gehörten, daß sie dort keine „Geschäfte“ machen könnten. In der That war in Reisse für sie nichts zu holen: sie wären dort ausgelacht worden und hätten allenfalls als Heiterkeitserreger fungiren können. Von den Rednern der Katholikenversammlung fanden diejenigen den meisten Beifall, welche das Recht der katholischen Kirche auf volle, uneingeschränkte Freiheit betonten und im Namen der Versammlung die Versicherung ablegten, daß wir Katholiken den „Culturkampf“ nicht eher als beendet betrachten, bis die Kirche diese volle Freiheit erlangt hat. Das war, ist und bleibt stets unsere Loosung.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Nicht mehr lange, und unser Delberg wird, was die Darstellung der Handlung betrifft, vollständig restaurirt sein. Sechs neue Figuren wurden kürzlich den früher aufgestellten beigelegt; nur noch zwei harren der Aufstellung. Aber auch diese sind bereits in Bearbeitung, und wenn der Frühling wieder in's Land zieht, wird das ganze Werk den Meistern loben.

Was Meister Renn bis jetzt am Delberg geschaffen, ist von der Kritik äußerst günstig beurtheilt worden. Der Künstler offenbart sich auch in den sechs neuen Figuren. Vier derselben gehören noch zu den Knechten und Schergen des hohen Rathes, die zwei übrigen gehören zur zweiten und Schlußabtheilung des Zuges, welcher sich dem Heiland naht, um ihn gefangen zu nehmen. Drei römische Soldaten mit ihrem Hauptmann sollen nämlich den Zug beschließen. Einer dieser Soldaten, und zwar der, welcher sich den jüdischen Schergen unmittelbar anschließt, sowie der Hauptmann, der als letzter den auf die Anhöhe sich schlängelnden Pfad betritt, stehen schon an ihrem Plaze; die zwei noch fehlenden Soldaten werden ihre Stelle zwischen diesen finden. Ueber den Eindruck, den die reiche Gruppierung, sowie die mächtigen Gegensätze der handelnden

und leidenden Persönlichkeiten, nach Vollendung des Ganzen, machen wird, wurde in diesem Blatte schon im vorigen Jahre gesprochen und wird eine eingehendere Besprechung zur rechten Zeit nicht ausbleiben. Für jetzt sei nur hervorgehoben, daß auch die neu aufgestellten Figuren sich als ausgeprägte, entsprechend in die Handlung eingreifende Charakterbilder präsentiren. Die Leidenschaft ingrimmigen Hasses, die verhärtete Bosheit, ist den mit Knütteln, Stricken u. s. w. versehenen, den Pfad entlang schleichenden, aber vor innerer Erregung bebenden und mit einander verhandelnden jüdischen Schergen deutlich in das Gesicht geschrieben, ohne daß bei aller Darstellung des Schlechten den Forderungen der Aesthetik auch nur im Geringsten widersprochen wäre. Ebenso richtig sind die römischen Soldaten aufgefaßt; es sind kräftige in männlicher Schönheit und edler Gewandung prangende Gestalten, Leute, denen man es ansieht, daß sie dem ganzen Vorgang unparteiisch gegenüberstehen, und nur da sind, weil man sie hierher commandirt hat.

Wir sind überzeugt, daß von dem Hochw. Bischöflichen Domcapitel zu gelegener Zeit auch die Restaurirung des architektonischen Theiles des Delberges wird in's Werk gesetzt werden. Es ist nicht zu fürchten, daß der Delberg erneuert werde und doch ein ruinenhaftes Aussehen behalte. Schon die Erhaltung der Delbergfiguren gegenüber den zerstörenden Einflüssen der Witterung verlangt, wie der Augenschein beweist, die Wiederherstellung und Vervollkommnung des frühern Baldachins. Dem Vernehmen nach soll auch bald ein schützendes Gitter den Fuß des erhabenen Kunstwerkes umgeben.

* **Speyer.** Die katholische Pfarrei Reipoltskirchen wurde dem dortigen Verweser Weber verliehen.

△ **Von der Alsenz.** St. Marien-Haus in Kreuznach. Am 12. Juli kam die Klagesache des Rentners Baum gegen die katholische Cultusgemeinde Kreuznach wegen des St. Marien-Hauses vor dem Landgericht Koblenz zur gerichtlichen Entscheidung. Es wurde dem Kläger Baum das Haus zugesprochen, die Cultusgemeinde ferner verpflichtet, das Haus wieder in den ursprünglichen Zustand vor dem Kauf herstellen zu lassen und Entschädigung an Baum zu leisten für die Zeit von seinem Kaufe an bis jetzt. Bei der Verkündung des Urtheils wurde vom Gerichte hervorgehoben, daß Frau Klauer, die frühere Besitzerin des Hauses, damals in Amsterdam sich aufhaltend, bloß eine Privat-Vollmacht zum Verkauf ihres Hauses ausgestellt habe, während nach Ansicht des Gerichtes eine notarielle nothwendig gewesen wäre. Es stehen in dieser Sache die Ansichten der Juristen einander direct entgegen. Die einen sagen, es genügt eine Privat-Vollmacht, das Gesetz lasse hier verschiedene Auffassungen zu, die andern, unter ihnen auch das Landgericht in Koblenz, sagen, es ist eine notarielle Vollmacht nothwendig. Es ist gewiß aber kleinlich von Frau Klauer, durch dieses Hintertürchen die Gültigkeit des geschienen Kaufes anzugreifen und einen zweiten Verkauf des Hauses an Baum zu ermöglichen. Man gibt in Kreuznach dem Notär große Schuld, der den Kaufact machte. Dekan Spurzem sagte demselben wiederholt, ob denn auch der Kaufact so gemacht sei, daß er rechtlich unanfechtbar sei. „Seien Sie nur ruhig, es ist Alles in Ordnung.“ Es war aber nicht Alles in Ordnung und die Cultusgemeinde hat außer manchen spöttischen Bemerkungen wahrscheinlich eine große Geldbuße zu zahlen. Die bereits geschienen baulichen Veränderungen nämlich, welche nach dem Urtheilspruch zu entfernen sind, belaufen sich bereits auf viele Tausende, und die dem Kläger zugesprochene Entschädigung ist bezüglich ihrer Höhe ziemlich in dessen Belieben gestellt und dürfte in Rücksicht auf die Kur, trotzdem dieselbe dieses Jahr sehr mager ist, auf eine schwindelnd hohe Summe hinauskommen. Die Cultusgemeinde in ihren Vertretern hat sofort gegen das ergangene Urtheil Opposition eingelegt an den Appellationsgerichtshof in Köln.

Politische Rundschau.

* Speyer, 19. Juli.

Bayern. Es gingen in der letzten Zeit allerlei Gerüchte um über eine Aenderung der Verfassung zu dem Zwecke, daß der Prinzregent die Krone übernehmen könne. Die Verfassung hat nämlich einen solchen Fall, wie wir ihn eben mit König Otto I. haben, nicht vorgesehen. Nur durch den Tod wird nach dem Wortlaut der Verfassung der Thron erledigt. Nun aber ist der jetzige König in Folge seiner unheilbaren geistigen Krankheit so gut wie gestorben, es ist daher im Grunde genommen gerade so, wie im wirklichen Todesfalle. Allein der Verfassung nach ist Otto I. König. Die Verfassung aber zu ändern hat seine Haden. Die Rechtsgelehrten zerbrehen sich nicht umsonst die Köpfe darüber. Denn zu einer Verfassungsänderung muß der König seine Zustimmung geben, diese aber ist gegenwärtig unmöglich, also hätte es beim Alten zu bleiben, es müßte denn sein, daß die Männer des Rechtes noch ein Hinterpförtchen entdecken. Mit Rücksicht auf das Ansehen des Königthums wäre eine Aenderung des gegenwärtigen Zustandes schon erwünscht. Wie man hört, sieht der Prinzregent persönlich dem Projecte einer Verfassungsänderung ablehnend gegenüber.

Der Landtag wird wahrscheinlich Mitte September einberufen werden. Verfassungsgemäß hat die Einberufung vor dem 30. September zu geschehen, weil bis zum 1. Oktober das Budget dem Landtage vorgelegt sein muß. Dieses Mal hat sich aber der Landtag vor dem 1. Oktober auch noch über die Einführung des neuen Reichsbrandtweinsteuergesetzes in Bayern schlüssig zu machen und darum werden die Landboten noch einige Tage früher wie gewöhnlich einrücken müssen.

Seine Königl. Hoheit der Prinzregent begrüßte am 18. Juli in Bregenz den von der Insel Mainau nach Gastein reisenden deutschen Kaiser.

Die Rechnung der deutschen **Reichshaushaltung** pro 1886/87 ist von der Reichshauptkasse abgeschlossen worden. Darnach sind im Ganzen die ordentlichen Einnahmen um 19,715,953 Mark hinter dem Etat zurückgeblieben; Mehrausgaben hat es gegeben: 2,636,292 Mk., mithin ergibt sich ein Fehlbetrag von 22,352,246 Mark. Den meisten Ausfall an Einnahmen hatten die Zölle und die Tabaksteuer.

Frankreich. Dem General Boulanger wird das Wort zugeschrieben: „In Frankreich gehört demjenigen die Zukunft, der am meisten Lärm macht.“ Es mag etwas Wahres daran sein. Sicher ist, daß Boulanger in seiner Stellung als Kriegsminister nach diesem Sage gehandelt und auch jetzt noch „Lärm“ zu machen sucht. Als er jüngst von Paris nach seinem neuen Bestimmungsort, einer kleineren südfranzösischen Stadt, wo ihm ein Corps-Commando übertragen ist, abreisen wollte, verständigte er vorher seine Anhänger über die Stunde seiner Abreise, und diese waren denn auch nicht faul und strömten in Massen mit andern Pöbel zum Bahnhof, belegten den betreffenden Eisenbahnzug „mit Beschlag“ und tobten wie wild, so daß der Zug 1½ Stunde Verspätung bekam. Während sich der Pöbel um seinen Liebling riß, soll derselbe, der sich alle Huldigungen gefallen ließ, auch bestohlen worden sein. Schließlich riß dem Zugführer die Geduld. Mit Hilfe einiger Bahnbeamten und Polizisten wurde Boulanger auf die vom Zuge getrennte Lokomotive gebracht und fort ging's im Fluge. Als der Pöbel merkte, daß er gefoppt sei, richtete er große Verwüstungen im Bahnhofe an, zog hierauf in die Stadt zurück und erst nach Mitternacht endete der Tumult. Das Ansehen Boulangers hat durch diese Komödie selbst bei seinen Freunden viel eingebüßt. Endlich! Mächte doch Frankreich solche erbärmliche Windbeutel nie mehr obenauf kommen lassen. Solche Kerle spielen in unverantwortlicher Weise mit der Ruhe und dem Wohlstand eines Landes.

Am 14. Juli beging Frankreich seinen Nationalfesttag,

d. h. den Jahrestag der Erstürmung der Bastille, mit welcher am 14. Juli 1789 die „große Revolution“ eingeleitet wurde. Die Monarchisten (Anhänger des Königthums) nehmen selbstverständlich an dieser Feier nicht Theil. Angefangen wurde das Fest schon am Vorabend mit Schlen, Straßengesängen, Concerten und Saufereien, — schier gerade so wie man in Deutschland gewisse Nationalfesttage feiert. Die Regierung hatte für den Festtag große Ausschreitungen gefürchtet und bekriegen umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen. In Folge dessen verlief der Tag denn auch ohne besondere Störungen. Die Patriotenliga, d. h. die Revanche-Männer, die jeden Tag zum Frühstück schon einen Deutschen mit Haut und Haar verspeisen, zogen mit einem großen Gefolge von Gassenjungen vor die Statue der Stadt Straßburg, und machten eine Kundgebung zu Gunsten der „noch nicht befreiten elsässischen und lothringischen Brüder“, worauf sie sich wohl einen Frühschoppen werden geleistet haben. Nachmittags war Truppschau in Gegenwart des Präsidenten der Republik. Abends ergab sich das Volk zur würdigen Schlussfeier den Greueln aller Zügellosigkeit. Ein Glück ist, daß das gegenwärtige Ministerium Kraft und Klugheit vereinigt und alle ordnungsliebenden Leute für sich hat.

Belgien. In der zweiten Kammer ist die Entscheidung über das Militärgesetz gefallen. Dieses Gesetz wollte die allgemeine persönliche Wehrpflicht in Belgien einführen und war beantragt von einem kath. Kammermitglied. Der König war für Annahme des Gesetzes. Allein die katholische Kammermehrheit verhielt sich zum größten Theile ablehnend gegen dasselbe und so wurde es verworfen. Die Gegner des Gesetzes waren vorzüglich von der Ansicht geleitet, das allgemeine Wehrgesetz schade der Moral des Landes und der Geistesfreiheit. Allein wir fürchten, daß ihre ablehnende Haltung ein weit größeres Uebel herbeiführen werde. Denn thatsächlich hat das ärmere arbeitende Volk die Last des Heeresdienstes allein zu tragen, da die Vermögenden sich Ersatzleute stellen können; die allgemeine Wehrpflicht aber hätte diese Last einigermaßen ausgeglichen. Nun sie verworfen ist, hat man den Liberalen, Socialisten und Anarchisten eine mächtige Waffe in die Hand gegeben.

Bulgarien. Eine Deputation der Regierung und des Militärs hat dem neugewählten Fürsten, dem Prinzen Ferdinand von Coburg, auf dessen Schlosse in der Nähe Wiens ihre Aufwartung gemacht und ihm das Protokoll seiner Wahl überreicht. Die Deputirten hätten am liebsten ihren Fürsten gleich mitgenommen. Allein dieser wartet noch immer auf die Anerkennung der Mächte, besonders Rußlands. Wenn Rußland zustimmt, dann ist auch die Zustimmung der übrigen Mächte sicher.

Literarisches.

Weber, J., Stadtpfarrer, **Katechismus des katholischen Ehrechts.** Dritte Auflage. 1887. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 240 S. kl. 8°. Preis M. 2.10.

Der Verfasser erhebt gewiß nicht den Anspruch auf Anerkennung besonderen wissenschaftlichen Werthes seiner Arbeit; das beweist schon die Katechismusform in Fragen und Antworten und die ganze Anlage des Büchleins. Es scheint also rein dem praktischen Bedürfnisse bestimmt zu sein. Und dem hat der Verfasser gewiß einen Dienst geleistet durch die Herausgabe seines Werkes. Besonders scheint es recht geeignet zu sein, vor größeren oder häufigen Examen den Studierenden als „Leitfaden“ zur Anstellung der Repetition im Ehrecht und als Handbüchlein zum Nachschlagen zu dienen, wozu besonders die Fragen, die bündig und klar gestellt und die Antworten, welche succinct gegeben sind, beitragen werden.

Dr. S. Kerstgen's.

(Theol. prakt. Quartal-Schrift 1876, Heft II.)

Todes- Anzeige.

Dem lieben Gott hat es in seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, seinen getreuen Diener, unsern innigstgeliebten Sohn und Bruder

Adam König,

Laienbruder im Kloster der Missionäre zu Rom
und Mitglied des 3. Ordens,

am 4. ds. Mts. Morgens 1/211 Uhr, 24 Jahre alt, wiederholt gestärkt mit den hl. Sterbsakramenten, zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Um ein frommes Gebet für den Verstorbenen bitten

Dudenhofen, im Juli 1887

Die trauernden Eltern u. Geschwister.

Todes- Anzeige.

Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, unsre liebe gute Schwester und Tante

Elisabetha Kunk

heute Abend 6 Uhr, im Alter von 47 Jahren, nach langem schmerzlichen Leiden, öfter gestärkt durch die hl. Sakramente in die Ewigkeit abzurufen.

Um die christliche Theilnahme des Gebetes für ihre Seelenruhe bittet alle Freunde und Bekannte, besonders die hochw. HH. Confratres und die Mitglieder des 3. Ordens. Pleisweiler u. Sanna, den 14. Juli 1887.

Im Namen der trauernden Verwandten:

Fr. Kunk, Pfarrer.

Schulchwestern-Institut Spener.

Die **Aufnahmeprüfung** für das Institut der armen Schwestern zu Speyer findet **Mittwoch, den 31. August nächst-** hin, statt. Mädchen, welche in genanntes Institut aufgenommen werden wollen, haben sich am bezeichneten Tage morgens 8 Uhr im Kloster St. Magdalena einzufinden. Die vorgeschriebenen Zeugnisse sind vorher an das Bischöfliche Ordinariat einzusenden. An Zeugnissen sind erforderlich: Taufschein, Schul-, ärztliches und Vermögenszeugniß.

Die Oberin.

Wallfahrt Oggersheim.

Dienstag, 2. August, wird das

Portiunkula-Fest

feierlich begangen. Hiezu ladet ein

Das Guardianat.

Das Cyriacusfest

wird in der Kapelle zu **Bindenberg** am **Montag 8. Aug. d. J.** in herkömmlicher Weise gefeiert. Zahlreicher Besuch von Geistlichen und Laien ist willkommen.

Lambrecht, im Juli 1887.

Deppisch, Pfarrer.

In der **St. Anna-Kapelle** zu **Burrweiler** wird das

Annafest

am **Dienstag, den 26. Juli** nächsthin gefeiert werden.

Burrweiler, im Juli 1887.

Michael Gendel, Pfarrer.

Neuer Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, in
Speyer durch die **F. Kleeberger'sche Buchhandlung:**

Das Ordenswesen

in seiner
religiös-
kirchlichen

und ethisch-socialen Stellung und Bedeutung. Religiöse

Vorträge zur Belehrung des katholischen Volkes und zur
geistlichen Leitung in Ordensfamilien von **Andreas Mo-**
sandi. 80. VIII und 168 S. Preis broch. M. 2.

In neun geistvollen Vorträgen behandelt hier der Verfasser ein
Thema, das gewiß zeitgemäß genannt werden darf. Die Grundlage
des Ordenswesens, die Stellung und Bedeutung der Orden innerhalb
der katholischen Kirche, das Ordenswesen in seiner Darlegung und
Erscheinung, in seinem Wirken, in seiner Aufnahme und Beurteilung
der Welt, finden in obiger Schrift eine gründliche und sachkundige
Erläuterung, die um so mehr volle Beachtung verdient, als leider
vielfach selbst in katholischen Kreisen die Zwecke und Ziele des Ordens-
wesens gänzlich verkannt sind. Da die Ordensfrage wieder mehr in
den Vordergrund getreten ist, so sei das Büchlein allen Priestern
empfohlen, die gegenüber den falschen und entstellenden Darlegungen
der gegnerischen Tagespresse die reine unverfälschte Wahrheit über
diese hochwichtige Institution der kathol. Kirche unter dem kath. Volke
verbreiten wünschen.

Gebete, welche von dem internationalen Vereine der
sühnenden Anbetung vor dem hochwürdigsten
Gute zu Rom verrichtet werden. In deutscher Bear-
beitung herausgegeben von **Herm. Jos. Fugger-Glött,**
Priester der Gesellschaft Jesu. Mit bischöfll. Approbation.
H. 80. 92 S. Preis broch. 65 Pf., in halb Leinw. geb.
80 Pf., in ganz Leinw. mit Goldschnitt M. 1.20, in
ganz Leder mit Goldschnitt M. 1.40.

Es diene der frommen Nachbarschaft des Lauerthales zur **Mit-**
theilung und freundlichen Einladung, daß das

St. Annafest

in der alten Kapelle am **Bremelberge**

nächsten **Dienstag, den 26. Juli,** in herkömmlicher Weise wird
gefeiert werden.

Niederschlettenbach, im Juli 1887.

Das katholische Pfarramt
Redelberger

Für den heiligen Vater.

Ung. M. 1. Offenbach ungen. M. 1. Speyer M. 3.60. Aus Kairo
M. 10. Hayna M. 15.

Missionsverein.

Speyer 50 Pf. Bernersberg nicht M. 10, wie es in der letzten
Nummer hieß, sondern M. 21.10.

Kindheit-Jesu-Verein.

Heßheim 1. Sem. M. 16.65. Weindersheim 1. Sem. M. 20.71.
Teilsbinger M. 6. Gallgarten Familie R. M. 2. Speyer 50 Pf. Lam-
brecht M. 7.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.
Weindersheim 60 Pf. Speyer von zwei Dienstboten M. 10.
Speyer von Verschiedenen M. 11.

Für die Krappstein in Marianhill (Afrika)
Garthausen M. 2.

Für die St. Marienkirche in Hannover.
(Herzenswunsch des Herrn Dr. Windthorst.)
Pfarrer H. in F. M. 20. B. M. 1.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.
Lambrecht M. 1.

Für das 50jährige Priesterjubiläum Papst Leo XIII.
Speyer ung. M. 2.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 19. Juli.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.					Gefügten.	Gefallen.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittel-Preis.				
Weizen . . .	0	M. 5	M. 5	M. 5	M. 5	M. 5		
Korn . . .	0	0 00	0 00	0 00	0 00	0 00		
Gerste . . .	0	0 00	0 00	0 00	0 00	0 00		
Spelz . . .	00	0 00	0 00	0 00	0 00	0 00		
Hafer . . .	0	0 00	0 00	0 00	0 00	0 00		

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, H. Dörner in Kaiserlautern, St. Rast in Ebernoden, Kuppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 31. Juli. Ignatius v. Loyola, Vel.
Mont., 1. August. Petrus in Ketten.
Dienst., 2. Stephanus, Papst u. Mär.
Mittw., 3. Auffind. d. Erzgm. Stephanus.
Donnerst., 4. Dominikus, Vel.
Freit., 5. Kirchw. v. Mar. Magg. i. Rom.
Samst., 6. Verkündung Christi.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 31. Juli 1887.

Die Kirche eine Stätte der Andacht, keine Schaubude.

Gar Mancher der verehrlichen Pilgersleute mag im Stillen denken, wie nur Jemand sich kann einfallen lassen zwischen Gotteshaus und Schaubude einen Vergleich anzustellen.

Nun sollte es wirklich Jemand so unerklärlich finden, so ist dies ein gutes Zeichen und ein Beweis dafür, daß es bei ihm zu Hause in der Kirche gut bestellt ist. Immerhin wäre es aber auch noch möglich, daß man sich in gewisse Zustände so hineingelegt hat, wo man überhaupt nicht mehr merkt, wie sehr Alles im Argen liegt. Aus Erfahrung kann ich sagen, daß oft nur der Hinweis auf die schreiende Ähnlichkeit mit weltlichen Vorrichtungen es fertig gebracht hat, eingestufte Mißstände aus dieser oder jener Kirche fortan fernzuhalten.

Jedermann hat gewiß schon das Leben und Treiben beobachtet, das sich in Stadt und Dorf in den Tagen vor Beginn eines Jahrmarktes oder einer Kirchweihe kundgibt, wo das Klopfen und Nageln kein Ende nehmen will, bis aus dem Chaos von Latten und Bretterwerk allmählig das Gerippe einer Bude zu Tage tritt. Bunteleinwand, oft mit lächerlichen, oft mit graufigen Scenen, Säulengängen u. s. w. bemalt, vollenden das Ganze.

Das ist Effekthascherei, die hier ihren Zweck auch erfüllt und ganz am Platze ist.

Betrifft man aber einmal „jene Höhen“, die nur von wenigen Menschenkindern betreten werden, vulgo Kirchenspeicher genannt, so sollte man — in nicht wenigen Fällen — annehmen, es wäre Jahrmarkt oder so was im Anzuge. Da liegt ein ganzer Ballast von Lattenwerk, Bögen in Holz und Drath, wie auch sonstige Dekorationsstücke umher, alle dazu bestimmt, um an gewissen Tagen ihre Schuldigkeit — im Hause des Herrn zu thun.

So entschieden ich mich dagegen verwahren mußte, in diesen Punkten als Schwarzseher beschuldigt zu werden (— trotzdem in letzten Jahren Vieles besser geworden —) so ferne liegt es mir, über solche Herkömmlichkeiten hier geradezu den Stab brechen zu wollen. Der hier zur Ehre Gottes sich entfaltende Eifer ist nur zu loben, allein man muß überall einsehen lernen, daß man auf falscher Bahn sich befindet und Zeit und Kostenaufwand eines bessern Thuns würdig wären.

Wie unsere Vorfahren die schönen Worte: „Herr, ich liebe die Zierde meines Hauses“, aufgefaßt haben, darauf

habe ich theilweise früher in diesem Blatte schon hingewiesen. Was in unserer Zeit als nicht nachahmungswerth geleistet wurde, ist großentheils noch ein Erbtheil aus dem vorigen Jahrhundert, jedoch mit dem Unterschied, daß der damalige unfirchliche Aufwand eben großentheils noch mit guten Materialien gefertigt wurde, was aber nach und nach immer weniger der Fall war. Die üblen Gewohnheiten in dieser Richtung haben aber auch noch eine schlimme Seite, die hier besprochen werden soll.

Hat die oben erwähnte Latten- oder Pappdeckeldekoration ihren Zweck erfüllt und ist glücklich wieder beseitigt — bis auf die vielen krummen Nägel, die die Altäre noch während des Jahres zieren — so erscheint die betr. Kirche meistens wieder in jenem kalten, nüchternen Zustand, wie wir in einer frühern Abhandlung bereits gehört haben. Mit knapper Noth, daß bei dem an und für sich primitiven Mobiliar noch eine Gyps- oder aus sonst irgend einer Masse gebildete Statue ein Plätzchen hier gefunden hat. Fragt man, warum man hier nicht zu einer solchen aus Holz und von Künstlerhand gefertigten Figur gegriffen, so wird man im Allgemeinen kurz damit abgefertigt: „Ja, dazu haben wir kein Geld, das läßt sich hier nicht erschwingen!“ Dabei vergißt man aber, daß alljährlich, wenn auch nicht auf einmal, und auch nicht durch eine Hand, 40, 50, ja 100 Mark für solchen Kram, um es geradezu herauszusagen, wie Eingangs geschildert, ausgegeben werden. Es ist mir eine Kirche bekannt, wo dies früher der Fall war, gottlob aber heute anders geworden ist, und nun ist Jedermann froh darum, daß das Geld würdigeren Zwecken dient.

Man lasse also wo nöthig, auf diesem Gebiete eine, wenn auch langsame, aber entschiedene Reform eintreten. „Die Kirche“, sagt Dr. Reichensperger, „ist der Inbegriff der Wahrheit, daher soll auch Alles, was bei ihren hl. Cultakten verwendet wird, ebenso wahr als echt sein. Man gebe sich nicht der Täuschung hin, daß Glauben und Andacht gewahrt bleiben, wenn das Heilige in ein Gewand gekleidet ist, über welches der Maßstab des gewöhnlichen Lebens oder gar der blasirte Geschmack unserer Modemenschen entscheidet.“

„Es dürfte mehr als zweifelhaft sein, daß solcher Theaterapparat der Würde des hl. Ortes entspricht und sich dazu eignet, die Andacht zu heben. Unter allen Umständen greift die Regel Platz, daß aus der Kirche alles Gewöhnliche, alles Triviale ferngehalten werden muß. Der Kirche gebührt das Typische, durch und durch Echtes; sie

steht erhaben über den Speculationen der Industrie und den Täumen der Mode. Nichts widerspricht mehr dem feierlichen Ernste des Gotteshauses, als der in der sogenannten gebildeten Welt herrschende Geschmack, diese Luxusheuchelei, dieses bunte Durcheinander ohne alle reelle Unterlage. Wahrheit ist das oberste Gebot!"

Meine heute hier ausgesprochene Gedanken werden so recht unterstützt durch ein herrliches Büchlein, daß vor einiger Zeit in meine Hände gelangt und von dem es nur zu wünschen ist, daß es in Besitz eines jeden Frn. Geistlichen, Lehrers, insbesondere auch der Kirchenverwaltungen käme. Bei entsprechender Anwendung müßte es ein Leichtes sein, für einen würdigen Pflanzenschmuck für Kirche und Altar zu sorgen und gegenüber andern seither beliebten Vorrichtungen, — abgesehen von deren gänzlich unkirchlichen Seite — noch Geld zu ersparen. Dabei haben wir Pfälzer noch die Freude, einen Priester unserer Diocese als Verfasser des interessanten lehrreichen Büchleins kennen zu lernen. Der Titel lautet: „Die Pflanzenwelt als Schmuck des Heiligthums und Fronleichnamsfestes u. s. w. von Arnold Rütter, Pfarrer in Erweiler. Regensburg bei Pustet 1883.“

Wöge, was der geehrte Herr Verfasser anstrebt und wünscht: „daß das Büchlein recht viel zur größeren Ehre Gottes, Erbauung des christlichen Volkes, Verschönerung unserer Tempel und Altäre beitrage“ allseitig in Erfüllung gehen, umsomehr als auch dann das ärmste Kirchlein im Stande ist, etwas Würdiges zu bieten.

Fr.

J. R.

P. S. Durch Zufall blieben diese Zeilen in meiner Mappe liegen — und, setzt der Pilger hinzu, zu seinem großen Bedauern auch noch in seiner eigenen Mappe. — Nun machte ich unterdessen die angenehme Entdeckung, daß Herr Pfarrer Rütter inzwischen zwei weitere Schriftchen herausgegeben hat: „Die besten Altarblumen im Topf und ihre Spezialkultur“ und ein solches über die Blumenzucht im Garten.

Hoffentlich finden für gleichen Zweck auch diese Schriftchen des unermüdblichen Verfassers recht weite Verbreitung.

* Zum Jubiläum Leo XIII.

* **Cleve.** Die von den Damen der Pfarrei Cleve (Rheinpreußen) und aus den umliegenden Gemeinden zur Ehre des hl. Vaters für die Vatikanische Ausstellung beschafften Paramente repräsentiren die vollständige Altarausstattung einer Missionskirche, nämlich: Crucifix, Leuchter, Altartücher nebst Unterlagen, Canonstafeln, Messbuch nebst Pult, Wein- und Wasserpöllen, 6 Messgewänder, Kelch und Kelchtücher, Communiontücher, Krankenbursa, Rochetts, Stolen, Chormantel, Weihrauchfaß nebst Zubehör, Weihwasserkessel und noch verschiedene Andere. Die Arbeiten sind bewundernswerth.

China. Die englische katholische Zeitschrift „The Tablet“ berichtet: Von den Jubiläumsgaben, welche die Liebe der Katholiken dem hl. Vater darbringt, dürfte wohl eine der interessantesten diejenige sein, welche P. Michael de Maria S. J., Studienpräfect an der Gregorianischen Universität, Sr. Heiligkeit am 8. d. M., im Namen des P. Ludwig Sica S. J. überreichte. P. Sica, welcher seit vierzig Jahren als eifriger Missionär in China arbeitet und Director der Marianischen Congregation in Shanghai ist, übersandte eine Adresse an den hl. Vater von dieser Sodaliät, welche aus achtzig Jünglingen aus den edelsten Familien Shanghais besteht. Die Adresse, ein Meisterwerk chinesischer Kunstfertigkeit, ist in chinesischer Schrift auf gelben Atlas geschrieben, umrahmt von feinsten Stickerei in Gold und farbiger Seide. Der Text stammt aus der Feder eines bekannten Gelehrten und ist von einer lateinischen Uebersetzung begleitet. Das Stück gelben Seidenstoffes, nach chinesischer Weise buchartig zusammengefaltet, ist in einer 40 cm. hohen und 28 cm. breiten weißen

Atlashülle eingeschlossen, welche auf der einen Seite das Wappen der Sodaliät, auf der anderen dasjenige Leo's XIII. in Gold-, Seide- und Perlenstickerei trägt nebst passenden Motto's in chinesischer antiker Schrift. Adresse und Hülle liegen in einem Kästchen aus Ebenholz, welches mit prachtvollen geschnittenen Reliefbildern geziert ist. Das größte davon zielt den Deckel und symbolisirt die Verherrlichung des römischen Papstes. Auf der Spitze eines Felsens thront der Tum-wam oder König der Vögel (gleich unserm Adler), welcher in die Sonne schaut und den Statthalter Christi versinnbildet, welcher von der Spitze des Vatican's die Sonne der Gerechtigkeit betrachtet, von der er bei der Regierung der Kirche erleuchtet wird. Rund um den Felsen, über dessen Gipfel und zwischen den Zweigen blumiger Gesträucher von unglaublicher Feinheit befinden sich 53 Vögel jeder Art und Größe, welche in unterwürfiger Stellung sich gegen den Tum-wam wenden. Sie stellen die Mitglieder der Marianischen Sodaliät vor, welche bereit sind, jedem Wunsche und Zeichen des Statthalters Christi zu gehorchen. Rechts befindet sich eine Inschrift in goldenen Lettern, welche den hl. Vater verherrlicht und das symbolische Bild erklärt. Rings um das Kästchen schlingt sich ein Band, in welchem in erhabener Arbeit Früchte, Bäume und die verschiedenen Instrumente chinesischer Tonkunst, als Trommel, Zither, Viola u. s. w. sich befinden. Das Schloß aus massivem Silber in Gestalt eines Vorhängeschlosses, hat anstatt des Schlüssels eine eigenthümliche Vorrichtung, welche aus zwei kleinen, kreuzweise über einander gelegten Stäben besteht, von welchen der eine dergestalt im Schlosse angebracht ist, daß er nur mit Hilfe des anderen gehoben werden kann. Beide jedoch sind so verborgen, daß Niemand, der nicht in das Geheimniß eingeweiht ist, im Stande ist, das Schloß zu öffnen. Ueber dem Schlosse sind vier chinesische Schriftzüge eingegraben, welche, von rechts nach links gelesen, die Worte „Pa-tien-tum“ zeigen, lateinisch „Cum toto orbe communis veneratio“. Der hl. Vater war hoch erfreut über dieses Meisterwerk chinesischer Kunst. P. de Maria erklärte Sr. Heiligkeit Alles aufs Genaueste, besonders das Geheimniß des Schlosses und die Allegorie des Tum-wam und der kleineren Vögel, welche eine Illustration der Frömmigkeit der Geber ist. Der hl. Vater erklärte hinwieder Alles dem bei der eine Stunde andauernden Audienz gegenwärtigen Cardinal Becci. Nachdem der hl. Vater seinen huldvollsten Dank für das Geschenk ausgedrückt und die Hoffnung auf die baldige gänzliche Bekehrung Chinas zum Glauben an Jesus Christus ausgesprochen hatte, spendete er den apostolischen Segen der Sodaliät von Shanghai, ihren Angehörigen und dem ehrwürdigen Jesuitenmissionär, welcher seit dem Jahre 1846 sein Leben in diesem entlegenen Weinberge des Herrn zubringt.

Ueber den kirchen-politischen Friedensschluß in Preußen

brachte das Augsburger „Pastoralblatt“ jüngst einen interessanten Artikel, dessen Schluß lautet:

Es bedarf keines Beweises dafür, daß es der feste entschiedenste Wille des Papstes ist, daß das Princip der Freiheit der Kirche aufrecht erhalten werde. Wenn nun Leo XIII. gewisse Concessionen bis zur Grenze des „tolerari posso“ an den Staat gemacht, so konnte ihn dabei nur ein großes Vertrauen leiten, das er auf den stürmerprobten Clerus der Diocesen Preußens legte. Es ist wahr, es ist große Gefahr, daß Hunderte vom Logengeist angefränkelte oder durchwehte protestantische Staatsbeamte das Denkfähigste aufbieten werden, um die kirchliche Gestimmung des Clerus auf die niedrigste Stufe zu brücken, und da der Staat seine Hand weit in die Besetzung der Canonicate und Bischofsstühle hineinstecken kann, so ist die Gefahr einer langsamen aber tiefgehenden Demoralisation des Clerus, von den Priesterseminarien angefangen, eine

ernstliche, aber es ist doch nicht eine absolute Nothwendigkeit, daß diese Demoralisation kommen muß, und zwar deshalb nicht, weil ein ächter priesterlicher Corpsgeist des Clerus alle gegnerischen Bestrebungen illusorisch machen könnte. In die Hand der Priester selbst ist es gelegt, ob die Anzeigepflicht und das Einspruchsrecht vom Staate auf die Länge der Zeit als etwas Wichtiges oder als ziemlich Bedeutungsloses angesehen wird. Die Preußen sind in der Wiege schon Soldaten. Sie lieben Strammheit, haben Sinn für Disciplin und Neigung zu gemeinsamem Vorgehen. Wenn der preussische Clerus wie ein Mann fest und stramm an den Grundsätzen der Kirche hält, so daß der „Streber“ unter ihnen wie ein „weißer Hase“ sich ausnimmt und wie am Pranger steht vor dem Clerus und dem Volke, dann wird die Sache so schlimm nicht gehen. Denn es werden dann bald Mehrere sich zur Ansicht Bismarck's hinneigen: es ist eigentlich auch das Einspruchsrecht etwas „Brimborium“, es ist verlorene Liebeshüh bei Jedem von ihnen, die dreißig Silberlinge will sich doch keiner verdienen. Es ist schade um die Fragebogen, die man ausgegeben, ein Bogen hätte für Alle genügt, denn es ist Einer wie der Andere.“

Der Clerus Preußens berechtigt zu solcher Hoffnung voll und ganz, und wenn je Einer dazu besondere Gnade verdient hat, so scheint sie dieser Clerus verdient zu haben durch die vorausgegangenen Leiden des offenen Kulturkampfes.

Auch die religiöse Haltung der Laien kann mächtigen Einfluß dafür üben, daß die gefürchteten Gefahren wie eine Abendwolke verschwinden. Gleichwie das Volk seinen religiösen Halt an einem wackeren Clerus hat, so kann auch der Clerus selbst, wie Bischof Kopp von Fulda selbst sich äußerte, getragen oder demoralisirt werden von der religiösen Stimmung des Volkes. Wir haben ja das auch zur Zeit des Ultrakatholicismus gesehen.

Uebrigens, wenn der ganze Friedensschluß von Seite des Staates nur ein „Niederlegen der Waffen auf dem Fechtboden“ sein soll, so möge man bedenken, daß ja auch die Kirche geistige Waffen besitzt, um einen Clerus, welcher die Ehre und Freiheit der Kirche schänden wollte, unschädlich zu machen. Hat der Staat ein Einspruchsrecht, so hat ja die Kirche doch das primärste Einspruchsrecht voraus, und sie kann im äußersten Falle ihr Veto äußern mit Excommunication und Excommunication irgend eines „Niethlings“ unter den Hirten. Darüber haben wir keinen Zweifel, daß das katholische Volk lieber für einen Vikarsgehalt aufkommt, als daß es einem von der Kirche gekennzeichneten Niethling sich anvertraut. Und es dürfte die Lust für lange Zeit gesäubert sein, wenn auch nur ein paar Exempla statuirt würden. Deshalb sagen wir angesichts all' der Gefahren: „Wir fürchten, aber verzagen nicht!“

* Verhaltensmaßregeln bei einem Gewitter.

Bei einem herannahenden Gewitter öffne man Fenster und Thüren. Scheut man die Zugluft, oder müssen die Fenster des Regens wegen geschlossen werden, so muß wenigstens die Thür geöffnet bleiben, damit beim etwaigen Einschlagen die erstickenen Gase einen Ausweg erhalten. Alles Metall lege man ab, meide nicht allein die Nähe des Ofens, sondern auch die Nähe einer Wand und halte sich in der Mitte der Stube auf. Ebenso hat man auch jede größere Versammlung zu meiden, und wenn eine solche in der Kirche, Schule oder in einem andern Lokale stattfindet, ist sie ohne weiteres zu schließen. Außerst gefährlich ist während des Gewitters das Läuten der Glocken. Vor etwa hundert Jahren, 1783, wurden allein in Deutschland und Frankreich in drei Monaten 96 Personen bei diesem Geschäft vom Blitz getödtet. Hohe Bäume sind zwar, wenn sie 16 bis 20 Fuß weit vom Hause stehen, ein Schutzmittel gegen das Einschlagen, stehen sie aber ganz in der Nähe, so hat man dieselben als Beförderungs-

mittel des Einschlagens wegzuräumen. Auf freiem Felde meide man die Nähe des Wassers, der Sümpfe und aller über der Erde emporragenden Gegenstände. Nie suche man Schutz unter einem Baume oder einer Windmühle. Man erhitze sich nicht durch Laufen, sondern gehe langsam oder lege sich auf die Erde nieder. In der Nähe von Viehheerden darf man sich durchaus nicht aufhalten, weil deren Ausdünstung die Gefahr um ein Bedeutendes vermehrt. Ist man zu Pferd, so steige man ab, binde womöglich das Pferd an und setze oder lege sich in einiger Entfernung nieder. Auch wenn man fährt, so ist es rathsamer, auszu steigen, als sitzen oder ganz in der Nähe des Wagens zu bleiben. Im ganzen ist aber die Gewitterfurcht eine stark übertriebene. Es ist festgestellt, daß unter etwa 50,000 Gestorbenen sich nur ein einziger vom Blitz Erschlagener befindet. Daß der Blitz tödten könne, hat er mit jeder aus der Höhe fallenden Dachziegel oder Blumentopf gemein. Sollte man sich nun fürchten, in einer Stadt zu wohnen, in welcher es Blumentöpfe und Dachziegel gibt? Dann dürfte man überhaupt nicht ausgehen; denn man kann von einem Wagen gerädert, von einem bösen Pferde todtgeschlagen, von einem tollen Hunde gebissen werden. Man dürfte dann aber auch nicht zu Hause bleiben; denn die Stubendecke oder das ganze Haus kann einstürzen! Daß der Blitz Häuser anzündet, hat er mit jedem Talglicht und mit jeder glimmenden Kohle gemein, aber die bei weitem wenigsten Feuersbrünste entstehen durch den Blitz. Wäre es möglich, unsere tagtägliche Feuersgefahr durch Donnern zu verkünden, es würde gar nicht aufhören zu donnern, wir würden vom Geräusche taub werden, denn es reichen sich die Feuersgefahren in dem Holzholen durch die Mägde mit Licht aus dem Keller oder vom Boden, Tabak- und Cigarrenrauchen der Herren und Bedienten, in nächtlichen Scheuern, bei dem Im-Bette-Lesen u. s. w. in steter Abwechslung die Hände. Gefahr ist auch nur dann vorhanden, wenn Blitz und Donner ganz kurz aufeinander folgen. Kann man 24 gewöhnliche Pulsschläge zwischen Blitz und Donner zählen, so ist das Gewitter noch Meilen entfernt, und so lange man noch 6 bis 8 zählen kann, hat es ebenfalls noch keine Gefahr. Ein nach den Regeln der Wissenschaft aufgestellter und von Zeit zu Zeit (am besten jährlich) durch den Galvanometer auf seine Leitungsfähigkeit erprobter Blitzableiter gewährt in der Regel sicheren Schutz gegen Blitzgefahr.

Man vergesse aber auch nicht, sich unter den unmittelbaren göttlichen Schutz zu stellen durch stilles oder gemeinsames Gebet im Familienkreise, und ein reines Gewissen sich zu wahren.

Der silberne Böffel.

Du, denkt ein Officier in Wien: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, vornehme und mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Zuspißen, ein anderer drehte Kügelein auch weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär' und wollte Billen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Böffel, — da sah der Officier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Böffel spielte, und wie ihm der Böffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärm angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der

grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth zu dem Officier kam, nahm derselbe auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Officier seine Zecher bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf dem Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebsuppe hervor gethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Officier dem Wirth die Zecher bezahlte hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zecher ist theuer genug dazu.“ Der Wirth sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da.“ Da stand der Officier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Geht Ihr Euer Löffel wieder aus dem Armel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben.“ Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sei, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthum, und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Officier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Du sollst nicht stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

Auf der Leimruthe gefangen.

Eine wahre Begebenheit, lehrreich für Dienstmädchen.
An einem Sonntage der Fastnachtszeit lernte der Schuhmacher Lindner in einem Tanzlokal, in welchem sich manche Dienstmädchen einzufinden pflegten, ein Mädchen kennen, zu welchem er augenblicklich eine heftige Zuneigung faßte, denn sie hatte goldene Ohrringe und war mit einem Regenmantel bekleidet, der unter Brüdern seine 20 Mark kosten mochte. Lindner hatte schnell seinen Plan entworfen. Er ging zu dem Tische, an welchem das Mädchen saß, und machte ihr eine tiefe Verbeugung.

„Verzeihen Sie“, sagte er, „aber ich irre mich wohl nicht, wenn ich Sie als frühere Bekannte begrüße. Sie sind doch die Gertrud?“

„Nein“, antwortete das Mädchen, „ich heiße Anna Möller!“

Lindner lachte und nahm neben dem Mädchen Platz. „Das ist ja außerordentlich komisch“, meinte er, „ich hätte darauf geschworen, daß Sie die Gertrud sind! Sie haben nämlich gerade so sanfte Augen wie diese.“ Anna erröthete. Sie hatte so schön gebrechelte Worte noch nie gehört. Sie war der Schmeichelei sehr zugänglich, und Lindner triumphirte bereits innerlich. „Wenn Sie es wünschen“, begann er von neuem, „so verlasse ich Sie auf der Stelle, obgleich ich mir nichts Erfreulicheres denken kann, als diesen Abend an Ihrer Seite zu verleben.“

Das Mädchen betrachtete verstohlen den Mann an ihrer Seite. Sagen wir es nur frei heraus, daß sie Gefallen an ihm fand. „Der Tisch ist für alle“, sagte sie, „da darf ich Ihnen nicht wegiagen.“

„O, wie gütig Sie sind“, rief Lindner, „und wie hübsch Sie sich ausdrücken. Ich danke Ihnen für diese

Gunst, ich danke Ihnen von Herzen.“ Dabei erfaßte er in scheinbarer Aufwallung die Hand des Mädchens, die zwar zurückgezogen wurde, aber ohne daß Anna erzürnt dareinblickte.

Es würde nun zu weit führen, wenn wir das darauf folgende Gespräch der jungen Leute mittheilen wollten. Genug, wenn wir sagen, daß Lindner ohne große Mühe die Vermögenslage seiner neuen Bekannten ganz genau von dem Mädchen ausforschte. Anna war erst vor kurzem verwaist und hatte infolge dessen ihren Geburtsort, ein kleines Dorf bei Grimma, verlassen, um in Leipzig Dienst zu nehmen. Hier nun war ihr das kleine Erbtheil ihrer Eltern ausgehändigt worden. Dieser letztere Umstand interessirte Lindner hauptsächlich.

„Was haben Sie mit dem Gelde gemacht?“ fragte er. „Gar nichts!“ entgegnete das Mädchen, „eingeschlossen hab ich's in meinem Schrank, da ist's gut aufgehoben!“

„Ei, ei!“ bedeutete Lindner. „Schade um die schönen Zinsen, die da verloren gehen!“

Anna hatte ihn nicht verstanden, sie sah ihn verwundert an. „Wie?“ fragte sie.

„Es ist zum Erbarmen, daß Ihnen die Zinsen verloren gehen!“ sagte Lindner. „Oder wissen Sie nicht, was Zinsen sind?“ Wenn sich jemand Geld leiht, so nimmt er die Summe und bewahrt sie auf, und wenn ein halbes Jahr um ist, zahlt er dem anderen noch ein paar Thaler dazu heraus für das geschenkte Vertrauen.“

Anna hatte voller Spannung gelauscht. „Das ist ja reizend“, sagte sie. „Aber schade“, sezte sie niedergeschlagen hinzu, „ich habe niemanden, der Geld von mir leiht und mir dafür noch solche „Zinsen“ herauszahlt.“

„Sagen Sie das nicht!“ entgegnete Lindner, indem er von neuem des Mädchens Hand erfaßte, ohne daß sie ihm dieselbe diesmal entzog; „sagen Sie das nicht. Ich weiß jemanden, der sich auf das Lebhafteste für Sie interessirt, der alles für Sie thun würde!“

Dem Mädchen war alles Blut in die Wangen gestiegen.

„Und wer wäre das?“ fragte sie.

Lindner beugte sich zu ihr nieder und umfaßte ihre Hände. „Wer das ist?“ flüsterte er ihr in's Ohr, „muß ich ihn Dir erst nennen? muß ich erst sagen, daß ich es selbst bin?“

Und so ging's weiter. Anna glaubte natürlich alles.

Eben stimmte die Musik einen lustigen Galopp an und überschmetterte die Antwort des Mädchens, aber Lindner hatte sie doch verstanden. Auf den einen Tanz folgten noch mehrere, und als Anna nach Hause ging, sah sie sich schon als die künftige Braut des Hoffschusters Lindner an. Es sollte aber ein bißchen anders kommen. Nur der Vollständigkeit wegen — der geneigte Leser ahnt ja das Komische — theilen wir das folgende mit. Anna war wirklich thöricht genug, ihr kleines Kapital in die Hände Lindners, der ihr vorgespiegelt hatte, er wolle sich selbstständig machen und sie heirathen, zu übergeben. Natürlich sah sie keinen rothen Heller wieder, und Lindner ist denn auch wegen dieses Betruges richtig zu 9 Monaten Gefängniß verurtheilt worden.

Anna ärgerte sich mindestens dreimal so lange über ihre Leichtgläubigkeit und Dummheit, und doch hätte sie noch froh sein sollen, daß Lindner kein vollendeter Schurke war, und sie nicht noch einen schlimmeren Verlust erlitten hatte.

Wenn doch junge Mädchen, namentlich solche, die vom Lande in größere Städte kommen, vorsichtig wären und nicht jedem ersten Besten Glauben schenken! Es ist schon an sich höchst tadelnswürdig, wenn ein Mädchen in größeren Städten zu solchen Tanzlustbarkeiten geht, wozu jedem der Zutritt frei steht. Das heißt ja geradezu die Unschuld preisgeben! Für Mädchen vom Lande ist schon das Wohnen in größeren Städten höchst bedenklich. Gewissenhafte Eltern werden ihre Töchter nie in einen Dienst in

einer größeren Stadt geben, ohne sich nach Möglichkeit überzeugt zu haben, daß ihre Tochter nicht Gefahr laufe für ihre Unschuld. Wie gewissenlos gehen hier oft Eltern und Töchter zu Werke! Und die Folge? „Die Neue ist lang.“

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** Ueber das vortreffliche Befinden des Papstes wird der „Polit. Corresp.“ geschrieben: Zu der bewunderungswürdigen geistigen Frische und Regsamkeit des Papstes Leo XIII. gesellt sich seit einiger Zeit eine körperliche Rüstigkeit und Arbeitsfähigkeit, welche man dem Heiligen Vater seiner äußeren Erscheinung nach im allgemeinen kaum zutrauen möchte. Trotz der Gluthitze, in Folge deren Rom von der wohlhabenden Welt, den Deputirten, dem diplomatischen Corps und der königlichen Familie verlassen wurde, erfreut sich der Papst eines ausgezeichneten Gesundheitszustandes. Er führt gegenwärtig fast die Lebensweise eines in den besten Jahren stehenden Mannes, nimmt täglich kalte Bäder, die ihm sehr wohl thun und arbeitet mit einer erstaunlichen Unermüdlichkeit. Um 6 Uhr Morgens verläßt er das Bett und ist von dieser Stunde an, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, fast den ganzen Tag über mit den vielfachen Angelegenheiten seines hohen Berufes beschäftigt. Nicht selten arbeitet der Papst auch in den späten Abendstunden. Dabei empfängt der heilige Vater auch zahlreiche Persönlichkeiten in Audienz; speciell in der abgelaufenen Woche (16. Juli) war er in dieser Beziehung besonders stark in Anspruch genommen. Als Beweis der physischen Ausdauer des Papstes sei die Thatsache angeführt, daß er kürzlich der von den Zöglingen des Leoninischen Instituts veranstalteten literarischen Akademie volle drei Stunden hindurch bis zum Schlusse beigewohnt hat. Wie es heißt, will der Papst für die nächste Zeit alle Störungen seiner Arbeit von sich möglichst ferngehalten sehen und sollen aus diesem Grunde die regelmäßigen Donnerstag-Audienzen im Vatikan für die Dauer einiger Wochen eingestellt werden. (Auch von einem Augenzeugen wird uns das vortreffliche Befinden des hl. Vaters verbürgt. D. R.)

* **Rom.** Der Cardinalstaatssekretär Rampolla hat ein Rundschreiben an sämtliche Nuntien erlassen, in welchem, um Mißverständnisse in der Frage eines Ausgleiches mit Italien zu vermeiden, hervorgehoben wird, daß von einem Ausgleich nicht die Rede sein kann, wenn die Rechte des Papstes auf Rom nicht anerkannt werden.

* **Mainz.** Am 24. Juli morgens vor Beginn des Stiftsamtes ist Herr Domkapellmeister Weber durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof nach herkömmlichem Ritus als Dompräbendat installiert worden. (M. Z.)

* **Mainz.** Da Herr Pfarrer Euler zu Biernheim in Folge eines schweren und langwierigen Krankheitsfalles gehindert ist, seine Pfarrei selbst zu versehen, so ist Herr Dr. Elz, seither Kaplan zu St. Stephan in Mainz, zum Administrator der Pfarrei Biernheim ernannt worden. Der hiesige katholische Kaufmännische Verein bedauert den Verlust dieses Mannes, der seit Jahren die Seele dieses Vereins gewesen und außerdem sich um den Verband sämtlicher katholischer Kaufmännischer Vereine Deutschlands die größten Verdienste erworben hat. In ihm vereint auch die „Mercuria“, Organ derselben kaufmännischen Vereine, ihren bisherigen umsichtigen und verdienstvollen Leiter. (M. Z.)

* **Fulda.** Am 10. August beginnt hier eine Conferenz der preussischen Bischöfe.

* **Berlin.** Die St. Hedwigskirche dahier, an welcher gegenwärtig ein Umbau vorgenommen wird, dürfte nach Vollendung desselben zu den Zierden der Reichshauptstadt gezählt werden. Am 3. Juli d. J. waren es 140 Jahre, daß der Grundstein zu dieser Kirche gelegt wurde. Einer uns freundlichst überlassenen Nummer der Berliner „Baugewerks-Zeitung“, sowie anderweitigen Notizen entnehmen wir Folgendes über die Geschichte und den jetzigen

Umbau der St. Hedwigskirche: Beim Regierungsantritt Friedrich II. waren in Berlin ungefähr 8000 Katholiken, meist Soldaten, welchen eine Scheune, der österreichischen Gesandtschaft gehörend, als Kapelle diente. Im Jahre 1746 ertheilte Friedrich II., dem sehr daran lag, seine Residenz mit monumentalen Bauten zu zieren, und der überdies den Katholiken einen Beweis seiner Toleranz geben wollte, die Erlaubniß zum Baue einer katholischen Kirche. Er schenkte selbst den Bauplatz dazu hinter dem Opernhaus in der Nähe des jetzigen Kaiserhofes; auch gab er die allgemeine Anlage an, nach welcher die Kirche gebaut werden sollte. Sie sollte eine Rundkirche werden, ein Nachbild des Pantheon oder der Kirche Maria ad Martyres in Rom. *) Kaum war die Nachricht hievon nach Rom gelangt, als Papst Benedikt XIV. sämtliche katholische Länder zu einer Sammlung für die neue Kirche einladen ließ. Aus Rom allein kamen 57,580 Thaler, aus Spanien 18,000 Thaler, der Dominikanerorden spendete 5000 Thaler. Ebenso brachte die Berliner Gemeinde eine nicht unbedeutende Summe zusammen. Bis zum Jahre 1754 waren im Ganzen 100,321 Thlr. gesammelt. Am 3. Juli 1747 fand die Grundsteinlegung statt. Bis 1755 schritten die Arbeiten rüstig vorwärts, dann trat ein Stillstand ein, da Friedrich II. das Religionsedikt aufhob und den Bau sistirte. Erst 1767 konnte derselbe wieder fortgesetzt werden, und nach sechs Jahren war der Bau vollendet, den ein mächtiger Kuppelthurm krönte. Derselbe hat im Durchmesser 34,51 m und eine Höhe von 27,21 m. Jedoch mußte wegen Knappheit der Mittel der projektierte Giebel schmuck, sowie die „Laterne“ weggelassen und statt der Bedeckung mit Kupfer eine solche von Ziegeln ausgeführt werden. So blieb die Kirche bis zum Jahre 1836. Von da an bis jetzt ist man mit einem Umbau der Kirche nach den ursprünglichen und nach neueren Plänen beschäftigt. Bereits ist die Kuppeldecke hergestellt, sowie auch die Laterne. Das Innere der Kirche soll in den nächsten Jahren ebenfalls, dem reichen Aeußern entsprechend, ausgeschmückt werden. — Die Gesamtkosten für die Erbauung der Kirche beliefen sich auf 130,320 Thaler, wovon der verdiente Cardinal Quirini allein außer andern Geschenken 8000 Thlr. zum Baue des mit 6 ionischen Säulen geschmückten Portales hergab, und noch heute rühmt eine Inschrift in goldenen Lettern neben dem Namen Friedrich II. auch diesen Wohlthäter. Derselbe schmückte auch den Hochaltar durch eine Gruppe aus weißem kararischen Marmor, Christus und Maria Magdalena am Auferstehungsmorgen darstellend. Der jetzige Umbau der Kirche ist auf 95,000 Mark veranschlagt.

* Aus **London** wird der „Alln. Volksztg.“ geschrieben, daß ein Pastor der englischen Hochkirche, Mr. Charles Wellesley Jowall, zuletzt Oberpfarrer von Gorton in der Grafschaft Suffolk, seine Stellung aufgegeben und sammt seiner Familie zur römisch-katholischen Kirche übergetreten ist.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Sonntag, 7. August, als dem ersten Sonntage nach dem Portiunkula-Feste, kann in Folge päpstlicher Bewilligung in der Diöcese Speyer in allen Pfarrkirchen und in solchen Filialkirchen, welche sonn- und feiertägigen Gottesdienst haben, der Portiunkula-Ablass unter den bekannten Bedingungen gewonnen werden.

* **Speyer.** Seit einigen Jahren haben sich einige katholische Socialpolitiker zusammengethan, um in ständiger Fühlung miteinander, aber ganz zwanglos, auf Grund

*) Das Pantheon, das schönste und besterhaltene Denkmal aus der Zeit der alten römischen Kaiser war ehemals ein allen Göttern geweihter Tempel. Papst Bonifatius IV. weihte im Jahre 610 den ehemaligen Götzentempel zu einer christlichen Kirche zu Ehren der Gottesmutter und der hl. Märtyrer, von denen er zahlreiche Leiber aus den Statuen hierher bringen ließ.

der katholischen Weltanschauung die sociale Frage zu studiren mit besonderer Rücksicht auf die brennenden Fragen der Gegenwart. Eine Frucht dieser Studien ist das „Jahrbuch der Freien Vereinigung katholischer Socialpolitiker“. Herausgegeben durch das Redaktionscomite 1887. Verlag von A. Föfser Nachfolger in Frankfurt a. M. Es enthält einen Rückblick auf die Bildung der „Freien Vereinigung“, bringt die Beschlüsse und Thesen, die bisher gefaßt worden sind, daran schließen sich dann die Referate, die im Laufe des Jahres 1886 geliefert wurden. Da treffen wir zuerst eine treffliche Arbeit des österreichischen Grafen Kneffstein über die Berechtigung des Privatgrundbesitzes im Allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf die Agrarfrage. Ein kleineres Referat des P. Lehmfuhl reiht sich an. Ueber die Frage des Handels und seine Beziehungen zur socialen Noth der Gegenwart liegen 3 Referate vor, von denen das von Dr. Scheimpflug unstreitig am tiefsten in den Kern der Sache eindringt. Zwei weitere Referate beschäftigen sich mit der Reform des Genossenschaftsgesetzes, eine Frage, die leider im Reichstage und bei der Reichsregierung wieder zur Ruhe gekommen scheint. An diese verschiedenen und theilweise sehr orientirenden Arbeiten reihen sich die Beschlüsse, welche die „Freie Vereinigung“ auf ihrer letztjährigen Versammlung zu Regensburg gefaßt hatte, dann folgt das Arbeitsprogramm für 1887. Der Preis des vorliegenden Bandes von 13 Druckbogen ist nur 3 Mark, was bei der Eigenheit des Gegenstandes, der eine Massenverbreitung ausschließt, als mäßig erscheinen muß.

* In **Pirmasens** feierte der Hochw. Herr Dekan und Stadtpfarrer Franz Joseph Huth am 25. Juli sein 25jähriges Jubiläum als Pfarrer von Pirmasens. Die Pfarngemeinde nahm den regsten Antheil an dieser Feier. Vor dem Festgottesdienste ließ dieselbe eine von den Pfarrangehörigen in die Kirche gestiftete Monstranz und einen von den katholischen Damen der Stadt dem Jubilar gewidmeten Ruhesessel dem Gefeierten übergeben. Das Hochamt sang der Jubilar, wobei der Pfarrcäcilienverein eine Messe von Diebold zur Aufführung brachte. Die Festpredigt hielt Herr Pfarrer Bernatz von Berghausen, s. Z. erster Kaplan des Jubilars in Pirmasens.

Gebetsverhörungeu. Nach jahrelangem Mißgeschick ist endlich einer unserer sehnlichsten Wünsche Dank der Hilfe Gottes und der Fürbitte der allersel. Jungfrau sowie der Geschicklichkeit der Aerzte in S. erfüllt worden. Andreas Fuhrmann in Diemerstein.

— In einer schmerzhaften Gliederkrankheit nahm ich in den vielen schlaflosen Nächten meine Zuflucht zur Verehrung der hl. fünf Wunden und wurde erhört. B. K.

— Dank der immerwährenden Hilfe für glücklichen Vorübergang zweier Processen nach vorhergegangener neuntägiger Andacht.

F. H. in W.
— Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria für Erhörnung eines in Todesgefahr gelegenen Kranken.

— In zwei Anliegen wurde mir nach einer neuntägigen Andacht zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Franziscus, und nach einer Andacht zum hl. Herzen Jesu Hilfe. K. in L.

Politische Rundschau.

* Speyer, 26. Juli.

Bayern. Dem Landtage wird bei seinem Zusammentritt im September das vom Reichstage angenommene Branntweinsteuergesetz vorgelegt werden, damit er sich, weil es ein bayerisches Reservatrecht betrifft, darüber schlüssig mache, ob jenes Gesetz in Bayern eingeführt werden solle. Unsere neuen Landboten werden daher die paar Wochen bis zu jenem Termine noch benützen müssen, um gründliche Schnapsstudien zu machen. Das Branntweinsteuergesetz würde wohl für den Augenblick Bayern finanzielle Vortheile bringen. Allein wenn man uns vom Norden her Geschenke bringt, sind wir immer etwas mißtrauisch. Zuerst Zuckerbrod und dann Maulschellen, daß einem Hören und Sehen vergeht. So wäre es auch für Bayern eine tüchtige Ohrfeige, wenn man für das Bißchen Gewinn aus der Schnapssteuer an seiner Malzsteuer

rütteln wollte. Es kann leicht heißen: Ihr Bayern brennt weniger Schnaps, als wir Norddeutsche, und dennoch bekommt ihr euren gesetzmäßigen Antheil an der Schnapssteuer; dagegen braut ihr mehr Bier als wir andern, darum muß auf das Bier eine Reichssteuer gelegt werden, wozu ihr die größten Summen liefert. Möglicherweise würde dadurch der Ausgleich mit der Branntweinsteuer weitaus überholt werden; wenn aber auch nicht, Bayern wäre um wichtige Reservatrechte ärmer und es hätte den Kopf noch tiefer in dem Sack des Einheitsstaates stecken.

Breußen. In Berlin ist das aus sieben Mitgliedern bestehende socialdemokratische Agitationscomite verhaftet und damit der dortigen Bewegung ein empfindlicher Schlag versetzt worden. Die Polizei schien von der socialdemokratischen Organisation — wahrscheinlich durch Socialdemokraten selbst — genau unterrichtet zu sein. Denn sie überraschte das Comite während einer Sitzung und verhaftete es somit auf frischer That.

Ein stiller Krieg gegen **Rußland** ist seit einigen Wochen im Gange. Preussische Regierungsblätter ziehen gegen die russischen Papiere zu Felde. Die Berliner „Krenzzeitung“ z. B. bringt scharfe Artikel über die russische Finanzpolitik, prophezeit einen Staatsbankrott und warnt vor dem Ankauf russischer Staatspapiere, ja sie nennt sogar den Ruß den „Haupturheber der fortwährenden Beunruhigung Europas“, und kündigt Rußland die Freundschaft. Aus diesem Federkriege ersieht man, daß etwas in der Luft liegt. Bisher hat die deutsche Regierung vor Rußland schier gefaschelt und nun lesen die Regierungsblätter Rußland die Leviten. An und für sich kann man das nur begrüßen. Schon längst hätte man gewünscht, daß von Deutschland aus eine entschiedenere Sprache gegen das übermüthige, ländergerierge, barbarische Rußland geführt würde. Nur finden wir es komisch, wenn preussische Regierungsblätter sich entrüstet über die Behandlung aussprechen, welche die russische Regierung den in Rußland lebenden Deutschen zu Theil werden läßt. Als in den beiden letzten Jahren die preussische Regierung gegen die in Preußen wohnenden, nicht naturalisirten Polen in einer unerhörten Weise verfuhr, viele Tausende derselben, die entweder in Preußen geboren oder Jahrzehnte lang daselbst gewohnt hatten und als ruhige, steuerzahlende Bürger lebten, ohne Weiteres auswies, da hatten natürlich die Regierungsblätter keine Spur von Entrüstung. Sie fanden das preussische Vorgehen ganz in der Ordnung und spendeten demselben Beifall. Und jetzt, da die russische Regierung daselbst thut, fallen jene Blätter über sie her und klagen sie der Barbarei an. Es ist allerdings eine Barbarei, allein wenn man selber, wie die Pfälzer sagen, Dreck am Stecken hat, ist es nicht bloß komisch, sondern sogar unverschäm, andern den Krümmel reiben zu wollen. Daß Deutschland ein ernstes Wort mit Rußland spricht, gefällt uns, wie gesagt, sehr gut, aber es kommt viel darauf an, wie man es sagt.

Viel Staub wirbelte die am 21. Juli stattgehabte Reichstags-Ersatzwahl in **Strasburg** auf, wo für das verstorbene Mitglied der Protestpartei, Rablé, ein anderer Abgeordneter zu wählen war. Von Seiten der gemäßigten Elsässer und der gemäßigten Altdeutschen wurde Anwalt Petri aufgestellt, der auch schon früher der Protestpartei gegenüber als Candidat aufgetreten war. Man hätte nun glauben sollen, daß alle deutschen Elemente diese Candidatur unterstützen würden; aber nein, eine Anzahl eingewanderter Unversöhnlichen ließen es sich nicht nehmen, den Feldmarschall Moltke aufzustellen. Die Protestpartei veröffentlichte alsdann eine Erklärung, wonach sie sich der Wahl enthalten werde, weil die ungewöhnliche Lage des Landes, die Verschärfung des Ausnahmezustandes, worin es sich befinde, die Wahl nicht zulasse. Die Tölpelhaftigkeit derjenigen, welche noch deutscher als die Regierung sein wollen und in der Aufstellung Moltke's ihre blinde Wuth an den Tag legten, wird selbst von den

der Regierung nahestehenden Blättern scharf getadelt. Sogar der „Reichsbote“ gibt dem folgenden Nothschrei eines deutschgesinnten „Alt-Elssäers“ Raum: „Es wird gegenwärtig eine ordentliche Hezjagd von Seiten altdeutscher eingewanderter Chauvinisten (wüthender Deutschthümer) gegen uns Elsässer eingeleitet. Am liebsten möchte man uns ausrotten, oder wenigstens austreiben. Dieser Haß hat sich in den letzten Tagen anlässlich der Reichstags-Candidatur des Herrn Rechtsanwaltes Petri wieder geltend gemacht, indem durch eingewanderte Professoren, Advokaten, Gymnasiallehrer, weld' letztere ihr Gehalt doch aus Landesgeldern beziehen, auf die Elsässer, gleichviel ob protestantisch oder autonomistisch, ob deutschfeindlich oder deutschfreundlich gesinnt, in scham- und herzloser Weise eingehauen wurde; jenen Leuten scheint ein strenger Belagerungszustand mit Standrecht das Ideal zur raschen Germanisirung der Elsässer zu sein. Unterwerfung und Knechtschaft fordern sie von uns — weiter nichts. Wenn solche Politiker, die ihre erhöhte Beredsamkeit aus einem erregten Kneipfize oder von einem etwa im Aerger verlassenen Katheder auf der Tribüne loslassen, maßgebend in der Führung des deutschen Reiches sein sollten, so wäre an dessen Zukunft wahrlich zu verzweifeln.“ Wie vorauszusehen war, ist Petri mit großer Mehrheit gewählt worden. Er erhielt 6474 Stimmen, während auf Molke nur 1163 Stimmen fielen. Von 17,000 eingeschriebenen Wählern stimmten überhaupt 10,630. Bei der Wahl am 21. Februar d. J. war die Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen 15,193; davon erhielten Kable 8281, Petri 6807 Stimmen.

Die Bulgaren sind auf ihren Fürsten, den Prinzen Ferdinand von Koburg, bereits bitterböse. Die Deputation, die den Fürsten begrüßte, wollte ihn bewegen, sofort nach Bulgarien zu kommen. Er aber will zuerst die Anerkennung der Mächte, besonders Rußlands abwarten. Da ist denn den Deputirten die Geduld gerissen, zornentflammt sind sie heimgekehrt und wahrscheinlich wird die Wahl für null und nichtig erklärt werden. Für den Prinzen wird somit die Wahl nur die Bedeutung einer „angenehmen Jugenderinnerung“ behalten. Die bulgarische Frage aber bleibt dann vorläufig auf dem alten provisorischen Stand.

Dänemark. Postausend, auch einmal etwas von daher! Ja, aber etwas sehr Schuftiges. Der „Pilger“ hat gemeint, es könnt' nicht wahr sein; jetzt aber ist jeder Zweifel gelöst. Vor Jahresfrist heirathete der protestantische dänische Prinz Waldemar die katholische Prinzessin Marie von Orleans, Tochter des Herzogs von Chartres in Frankreich. Um die Dispense in gemischter Ehe vom Papste zu erlangen, mußten beide Theile, wie das auch von gewöhnlichen Menschenkindern in diesem Falle verlangt wird, die Garantie bieten, daß sämmtliche aus der Ehe zu hoffenden Kinder in der katholischen Religion erzogen werden. Die Garantie wurde geleistet, die Dispense erteilt und die Trauung vorgenommen. Nun kam jüngst das erste Kind zur Welt, ein Sohn, und was geschah? Dasselbe wurde protestantisch getauft, wird also auch protestantisch erzogen werden. Das ist ein offener Wortbruch. Die Sache wird dadurch noch scandalöser, daß, wie sich jetzt herausstellt, schon bei der Verheirathung ein geheimer Vertrag geschlossen wurde, nach welchem die Knaben in der katholischen und die Mädchen in der protestantischen Religion zu erziehen seien. Also hat man damals schon nicht die Absicht gehabt, das dem Papst gegebene Versprechen zu halten. Man heißt das auf deutsch lügen, und da es sich um fürstliche Persönlichkeiten handelt, so sind es fürstliche Lügen! Was die Orleans angeht, so wundert uns ihr lügenhaftes Benehmen nicht. Es waren von jeher zweideutige Charaktere und die Katholiken in Frankreich thaten besser daran, die ganze Sippschaft fallen zu lassen.

Literarisches.

3 Heute (13. Juli) wurde in der Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten der letzte Bogen des „General-Personen- und Sachregisters“ zur „Bibliothek der Kirchenväter“ und damit dieses letztere Sammelwerk selbst im Druck vollendet. Begonnen im Jahre 1869 ist also dieses umfangreiche, in seiner Art einzig dastehende Unternehmen, an welchem die berühmten Theologie-Professoren Dr. Franz Xaver Reithmayr in München († 1871) und Dombekan Dr. Valentin Thalhofer in Eichstätt als Oberleiter und außerdem viele Gelehrte Deutschlands und Oesterreichs als Uebersetzer theilhaftig waren, nach einer ununterbrochenen Arbeit von 18 Jahren nunmehr glücklich seinem Ende zugeführt worden. Um auch Laien einen kleinen Begriff von der Bedeutung dieses patristischen Sammelwerkes — welches die hervorragenden Schriften der lateinischen, griechischen und syrischen Kirchenväter mit Einleitungen, Lebensbeschreibungen, Anmerkungen und eingehenden Registern in guter deutscher Uebersetzung wiedergibt und dabei so manches Stück aufgenommen hat, von welchem nicht einmal gedruckte Urtexte vorliegen, sondern wozu derselbe erst mühsam in den großen Bibliotheken von London, Oxford u. c. aus dortigen Original-Manuskripten abgeschrieben werden mußte — zu geben, sei darauf hingewiesen, daß das ganze Werk 79 Bände mit zusammen 2531 Druckbogen = 40,496 Seiten umfaßt und daß zu dessen Drucklegung circa 13 000 Ries Papier im ungefähren Gewicht von 2200 Ctr. erforderlich waren. Die Herstellungskosten des ganzen Sammelwerkes belaufen sich auf rund 310,000 Mark; der Ladenpreis des kompletten Werkes ist broch. 167 M. 60 Pf., gebd. 230 M. 80 Pf. und bezw. 246 M. 60 Pf. Die Herstellung des 2-bändigen General-Personen- und Sach-Registers, welches das Werk erst eigentlich für den praktischen Gebrauch erschließt und alle 79 Bände umfaßt, war eine Riesen-Arbeit, welche nur der Fachmann zu würdigen im Stande sein dürfte; der damit beehrte Herr Pfarrer und t. Distriktschulinspektor Ulrich Nhl in Jnning hat die freie Zeit von nicht weniger als 8 Jahren an diese Arbeit gewendet. Zwei Päpste, der hochf. Pius IX. und der gegenwärtig regierende Papst Leo XIII., und außerdem fast alle Erzbischöfe und Bischöfe der Länder deutscher Zunge haben das Unternehmen in warmen Worten empfohlen. Die Verlagsbuchhandlung gedenkt in Bälde einen kleinen Nachtrags-Band, den achtzigsten des ganzen Werkes, als Gratisgabe für die Abonnenten zu versenden, welcher einen eingehenden und orientirenden Bericht über das ganze Unternehmen, dessen Geschichte, die Stimmen des Episkopates und der Presse, eine vollständige Inhaltsangabe der einzelnen Bände u. c. bringen wird.

**Wengenmayr, Florian, Wandern und Stille-
steh'n.** Studien über den Umgang mit der Natur nach Erfahrung und Dichtung. 8°. 282 S. Preis M. 2.20. Kempten, Kösel.

Es ist ein ganz eigenartiges Buch, das wir hiemit unsern Lesern bestens empfehlen. Schon das Inhaltsverzeichnis muthet uns ganz fremdartig an. „Maskenball, Philosophenmantel und Nasenklammer, Fühgütl und Korporalstock, Schlafrod und Binsenstrauch“ u. c., so lauten einzelne Kapitelüberschriften — gewiß seltsame Zusammenstellungen, die die Neugierde, was wohl dahintersteckt, lebhaft erregen. In edler, schwungvoller Sprache finden wir originelle Gedanken und Beobachtungen über das Leben in und mit der Natur niedergelegt, die von feinem Verständnisse, erhabener Begeisterung und der idealen Lebensauffassung des Verfassers Zeugniß geben. Geistreicher Humor im Wechsel mit ernsten Betrachtungen bilden zusammen eine ebenso amuthende als anregende, genüßreiche Lektüre, deren Reiz noch durch zahlreich und geschickt eingestreute glückliche gewählte Abschnitte aus den besten Dichtungen unserer bedeutendsten Dichter wesentlich erhöht wird. Kurz gesagt, ein Buch, das weit mehr bietet, als sein einfacher Titel anzeigt, und das wir jedem Freunde der Natur zur Anschaffung empfehlen können, da er es gewiß nicht unbefriedigt, und ohne durch die Lektüre erquickt und erfrischt zu sein, aus der Hand legen wird.

Schicksalswechsel. Novelle von A. v. Wegerer.
Gräfin Eva. Novelle von E. R. Penze.

Die beiden Novellen bilden den 27. Band von „Bachem's Novellen-Sammlung“ und werden allen Lesern bezw. Leserinnen gefallen, denen die Kreise der vornehmen Gesellschaft besonderes Interesse einflößen. A. v. Wegerer's Erzählung hat ihren Schwerpunkt in der Schilderung des jähren Schicksalswechsels — augenscheinlich eine wahre Begebenheit —, welcher die junge Comtesse Eleonore trifft, die gefeierte Tochter des Grafen von Strahlen, welche, umworben von glänzenden Officieren der Cavallerie-Brigade, deren Commandeur ihr Vater ist, durch den plötzlichen Tod desselben sich vor den rauhen Kampf mit dem Dasein gestellt sieht. Die bis dahin verwöhnte Tochter des Glücks nimmt ihn tapfer auf und erreicht ihr Ziel — wie, das muß man selber lesen. — Die zweite Novelle ist ganz eigenartiger Natur. Ein von seiner Frau getrennt lebender Fürst lernt unter angenommenem Namen als wandernder Maler im bayerischen Hochgebirge ein bei seinem Großvater einsam lebendes geistreiches Grafenkind kennen, das rasch für ihn entflammt. Nachdem seine wahren Verhältnisse ihr in München bekannt werden, wo sie ihn zufällig in einer Soirée der Fürstin wieder sieht, geht aus dem heftigen Widerstreit der Gefühle die Pflicht als Siegerin über die schwer getäuschte Liebe des jungen Herzens hervor. Diese Episode ist meisterhaft erzählt.

O.

Wallfahrt Oggersheim.

Dienstag, 2. August, wird das

Portiunkula-Fest

feierlich begangen. Hierzu ladet ein

Das Guardianat.

Woerl's Reisebücher.

Vorräthig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Illustrirte Prospekte gratis und franco.

Aachen	—50	Elberfeld	—50	Italien 3 Bde. geb.	11.
do. franz.	—50	London	—50	Jena	—50
Agram	—50	Ems	—50	Jerusalem	geb. 12.
do. croat.	—50	Erfurt	—50	Kaiserslautern	Wien 2.
Altötting	—50	Erlangen	—50	Karlsruhe	—50
Amberg	—50	Essen a. R.	—50	Kassel	—50
Annaberg	—50	Fiume	—50	Kempten	—50
Arlbergbahn	1.	Frankfurt a/M.	—50	Kissingen	—50
Aschaffenburg	—50	do. franz.	—50	do. franz.	—50
Augsburg	—50	Frankfurt a/O.	—50	do. engl.	—50
Baden-Baden	—50	Frank. Schweiz	—50	Klagenfurt	—50
Bamberg	—50	Franzensbad	—50	Köln	—50
Barmen	—50	Freiburg i/Br.	—50	do. engl.	—50
Basel	—50	do. i. Schw.	—50	Königshütte	—50
Bautzen	—50	Freising	—50	Königsschlöss. bay.	—50
Bayreuth	—50	Freudenstadt	—50	Königsstein	—50
Berlin	—50	Fulda	—50	Königswinter	—50
Bern	—50	Gastein	—50	Konstantinopel geb.	5.
Bochum	—50	Gelsenkirchen	—50	Konstanz	—50
Bocklet	—50	Genf	—50	Kopenhagen	—50
Bodensee	geb. 8.	Gera	—50	Krakau	—50
Bonn	—50	Glabach (M.)	—50	Krems	—50
Bremen	—50	Gründ. Schwab.	—50	Kronstadt	—50
Brenner	geb. 8.	Görz	—50	Kronthal	—50
Breslau	—50	do. franz.	—50	Landshut	—50
Brixen a. E.	—50	Gotha	—50	Lausanne	—50
Brünn	—50	Gotthardbahn	—50	Lelpa	—50
Budapest	—50	Gotthardbuch geb.	5.	Leipzig	—50
do. ung.	—50	Graz	—50	Linz a/D.	—50
Budweis	—50	Greifswald	—50	Lourdes	—50
Cannstatt	—50	Greiz	—50	Lüneburg	—50
Carlsbad	—50	Guben	—50	Luxemburg	—50
Chemnitz	—50	Hagenau	—50	Luzern	—50
Chur	—50	Halberstadt	—50	Malland	—50
Coblenz	—50	Hall	—50	Mainz	—50
Coburg	—50	Hamburg	—50	Mannheim	—50
Colmar	—50	Hamein	—50	Marburg i. St.	—50
Como	—50	Hamm	—50	Maria-Taferl	—50
Corsica & Sardin.	—50	Hannover	—50	Maria-Zell	—50
Cottbus	—50	Heidelberg	—50	Marienbad	—50
Cottbus	—50	do. franz.	—50	Meltingen	—50
Cottbus	—50	do. engl.	—50	Memmingen	—50
Deutsche Alpen	6.	Heilbronn	—50	Meran	—50
Donauessingen	—50	Hermannstadt	—50	Metz	—50
do. engl.	—50	Hildesheim	—50	Mexico	geb. 5.
Donauwörth	—50	Hof	—50	Miltenberg	—50
Dortmund	—50	Höllentalbahn	—50	Münster i. W.	—50
Dresden	—50	Homburg v. H.	—50	München	—50
Duisburg	—50	Iglau	—50	München und die	—50
Düsseldorf	—50	Innsbruck	—50	Königsschlösser 1.	—50
Eger	—50	Interlaken	—50	Münster i. W.	—50
Eichstätt	—50	Ischl	—50	Neckarthal	1.
Einsiedeln	—50	Iserlohn	—50	Nelise	—50
Eisenach	—50	Italien 2 Bde. geb.	16.	Nord-Afrika	geb. 50

Todes- Anzeige.



Gott dem Allmächtigen und Allweisen hat es gefallen, meine liebe Mutter

Wilhelmine Marie Weigel

geb. Böhles

von diesem irdischen Leben abzuwerden. Dieselbe wurde bei Gelegenheit eines Besuches bald nach ihrer Ankunft von einem Gehirnschlag ereilt.

Um ein frommes Andenken im Gebete bittet

Brücken, den 21. Juli 1887

A. Weigel, Pfarrverweser.

Schullehrer-Institut Speyer.

Die Aufnahmeprüfung für das Institut der armen Schullehrer zu Speyer findet **Mittwoch, den 31. August nächst-** hin, statt. Mädchen, welche in genanntes Institut aufgenommen werden wollen, haben sich am bezeichneten Tage morgens 8 Uhr im Kloster St. Magdalena einzufinden. Die vorgeschriebenen Zeugnisse sind vorher an das Bischöfliche Ordinariat einzusenden.

An Zeugnissen sind erforderlich: Taufschein, Schul-, ärztliches und Vermögenszeugnis.

Die Oberin.

Das Cyriacusfest

wird in der Kapelle zu **Lindenberg** am **Montag 8. Aug. d. J.** in herkömmlicher Weise gefeiert. Zahlreicher Besuch von Geistlichen und Laien ist willkommen.

Lambrecht, im Juli 1887.

Deppisch, Pfarrer.

Das Portiunkula-Fest

wird **Dienstag, den 2. August**, in der Pfarrkirche zu **Kaiserslautern** feierlich begangen.

Kaiserslautern, im Juli 1887.

H. Lorenz, Pfr.

Kindheit-Besu-Verein.

Mittelbergbach M. 20 für zwei Heidenkinder, die Joseph u. Maria zu taufen sind.

Für den heiligen Vater.

Speyer ung. M. 2.

Für die nördlichste Mission (Hammerfest in Norwegen).

Steinfeld B. L. M. 2. Speyer ung. M. 2.

Für die Trappisten in Marianhill (Afrika)

Steinfeld B. L. M. 2.

Für den St. Raphael's-Verein.

Speyer ung. M. 1.

Für die St. Marienkirche in Hannover.

(Herzenswunsch des Herrn Dr. Windthorst.)

Steinfeld B. L. M. 1.

Gebetsmeinung für den Monat August.

(Von Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. selbst bestimmt und gesegnet).
Arbeitgeber und Arbeiter.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 26. Juli.

Fruchthorten.	Quantität.	Preis für den Centner.				Gesitzgen.	Gesallen.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittel-Preis.			
Waizen . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Korn . . .	14	7 00	7 00	7 00	—	—	—
Gerste . . .	00	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Speiz . . .	11	7 30	7 30	7 30	—	—	—
Hafer . . .	6	6 00	6 00	6 00	—	—	—